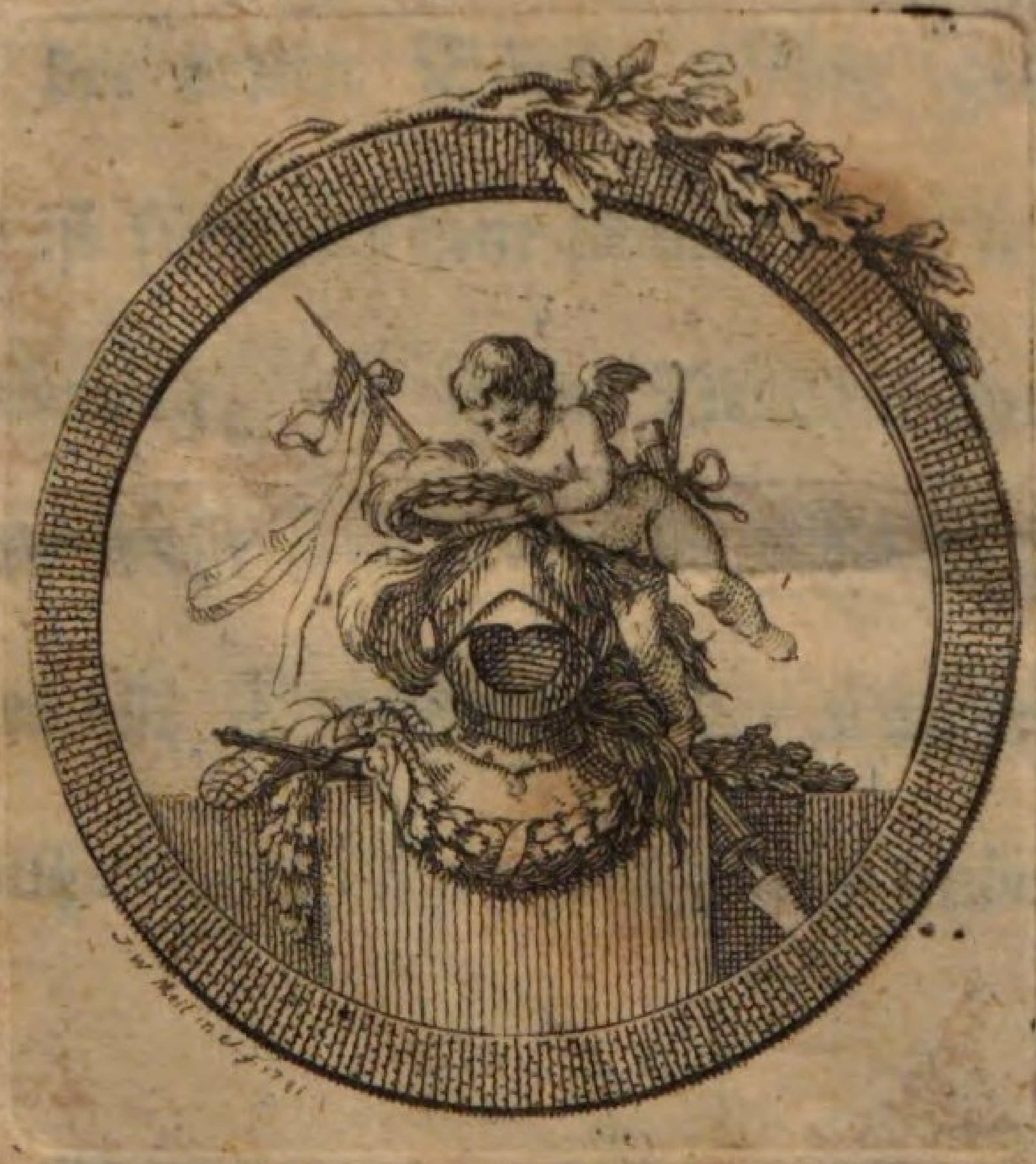
S
179
-8-

Stettinische Bibliothek

Bibliothek der Romane.

Achter Band.



Riga 1782,
bey Johann Friedrich Hartknoch.

Vorerinnerung.

Die Nachsicht, mit der das Publikum fortfährt, diese Sammlung aufzunehmen, und die schon eine zweyte Auflage der ersten Bände nöthig gemacht hat, ist für mich eine schmeichelhafte Aufmunterung, an ihrer Vervollkommung immer mehr und mehr zu arbeiten, und ferner alle Erinnerungen der Kunstrichter zu nutzen, die dieses zum Zweck haben.

Bey der Umschaffung des kleinen Volks-Roman's vom wandernden Juden,

 habe

habe ich einen der geschicktesten Mitarbeiter der Pariser Romanen-Bibliothek zum Vorgänger gehabt. Ich führe dieses an, um mich keines Plagiats schuldig zu machen. Die Erstlings-Idee ist sein Eigenthum, in der Bearbeitung aber, bin ich, sonderlich in den folgenden Jahrhunderten, von ihm abgewichen. Ich bitte die Kunstrichter und Leser über den Werth dieses Versuchs und die Unterhaltung die er gewährt, oder nicht gewährt, nicht eher zu urtheilen, bis der Roman ganz geendigt ist.

Gotha, im Jänner
1782.

Reichard.

I.

Ritter = Romane.

Bliomberis,
Ritter von der Tafelrunde.

Vorerinnerung.

Ich glaube Verzeihung von meinen Lesern zu erhalten, wenn ich nach Endigung der Ritter Karls des Großen, und vor dem Uebergang zu den **Amadissen** und **Palmerinen**, sie noch einen Augenblick zu einem so interessanten Ritter der Tafelrunde zurückführe, als **Bliomberis** ist. Der Auszug ist aus der Pariser Rom. Bibl. von Herrn S. frey übersetzt.

Es bedarf wohl keiner Entschuldigung aller dieser Ritter-Romane. Was manchem lächerliche und abgeschmackte Mährchen dünket, hat viele Jahrhunderte hindurch, den sichtlichsten Einfluß auf die Bildung ganzer Völker und das Schicksal der Staaten gehabt. Die Lesung dieser Geschichten entzündete früh in dem jungen Adel, den Hang zum Ausserordentlichen, den Trieb nach gleichen kühnen Thaten, und die Begierde, Rächer der Unterdrückten zu seyn. Und so wehte ein Geist der Taferkeit, der Großmuth und Galanterie,

 von

von Spanien bis Brittanien. Er begleitete, sagt **Raynal**, die tapfern Portugiesen und Castillianer auf ihren Sieges-zügen in beyden Indien; er beseelte **Franz den ersten** von Frankreich, und die Guesclin's und **Bayard's** ihrer Zeiten; und er war es, der noch vor wenigen Jahren, **la Fayette** zu den Heeren des Congresses führte! R.

Der Roman.

Pharamund beherrschete Frankreich, nachdem er die andern Könige dieses Landes überwunden hatte. Auch Bretagne muste sich ihm nach langer Gegenwehr unterwerfen, und dem tapfersten Monarchen seinen Tribut zollen. Der glückliche Pharamund lebte im Genuß seines Glückes. Die schöne Rosemunde war seine Gattin, und in ihren Armen vergaß er alle die Leiden, die ihm die Liebe gemacht hatte; beyde immer mit einander beschäftiget, liebten sich täglich mehr, und zwey Kinder knüpften dieses schöne Band noch enger und fester. Prinz Clodion, ihr Sohn, war funfzehn Jahre und hatte sich schon bey vielen Gelegenheiten hervorgethan. Er war von der Kindheit an zu den Waffen gewöhnt, und an Pharamunds Seite hatte er streiten gelernt: der Ruhm,

den

den er schon erworben, der Nahme seines Vaters, das große Reich, das er regieren sollte, und noch mehr, die Schmeicheleyen seiner Hofleute, hatten ihm ein gewisses Selbstgefühl und Zutraun eingeflößt, welchem auch sein Muth und Ansehn entsprachen.

Clodion, so glücklich in der Liebe als Pharamund im Krieg, hatte so viel Schönen überwunden als sein Vater Städte. Voll Zutraun auf seine Gestalt, seinen Nahmen und seine Reize, war er der schönste und unternehmendste Ritter seiner Zeit.

Seine Schwester, die reizende Felizie, war 15 Jahre, und übertraf ihre Mutter an Schönheit; ob Schönheit gleich die geringste ihrer Vorzüge war. Sie bearbeitete ihren Geist, und besaß alle Mittel zu gefallen, ohne es zu wollen. Sie war sanft, bescheiden, und dachte nie an ihren Stand, als um Gutes zu thun; Sie war allgemein geliebt, selbst von ihrem Geschlechte; die berühmtesten Ritter und ersten Herrn des Reichs beteten sie an, ohne ein Geständniß ihrer Liebe zu wagen, und sahen sie als einen Preiß an, der nur durch die erhabensten Thaten zu verdienen sey.

Pharamund, dessen väterliches Auge nur die glänzende Eigenschaften seines Sohnes sah, war stolz auf seine Gemahlin und Kinder, und bemühete sich, seinen Hof ihrer würdig zu machen. Die

Feste, Schauspiele, Turniere, und am meisten die Reize Feliziens, die Schönheit Rosemundens und Pharamunds Ruhm, zogen alle Fürsten und Ritter nach Tournay, die sich einigen Nahmen erworben hatten; sein Hof war ihr allgemeiner Sammelplatz, und die andern Monarchen sahen nicht ohne Eifersucht in dem tapfersten König, den glücklichsten Gemahl und Vater.

Der grosse Artus war der einzige, dessen Ruhm dem seinigen gleich kam. Merlins Schutz und die Stiftung der Ritter von der Tafelrunde hatten seinen Namen der ganzen Welt bekannt gemacht. Artus versammelte in Cramalot, seiner Hauptstadt, die wackersten Ritter und die ersten Schönheiten. Der liebenswürdige Tristan, der stolze Perceval, der belebte Lancelot, hielten sich an seinem Hof auf. Die zärtliche Ysrült war ihrem treuen Tristan gefolgt, und schwur ihm ewige Liebe. Die schöne Genievre, Gemahlin des Artus, vergaß oft ihn und ihre Würde bey ihrem Lancelot. Tausend andere, weniger berühmte Ritter, waren deswegen nicht weniger glücklich.

Für die süße zarte Liebe —
Was ist Lorbeer, was ist Kranz?
Wenn er dreymal ewig bliebe,
Für die süße, zarte Liebe,
Nichts ist alles Ruhmes Glanz!

Lernt

Lernt euren Liebchen gefallen, für sie leben und sterben, alles andere ist unnöthig und Tand!

Der grosse Artus freuete sich einen so glänzenden Hof zu haben; und ohne die Möglichkeit zu denken, daß das Haupt so vieler braven Ritter, der Beherrscher so vieler Reiche, die Stütze der Tafelrunde, nicht von seiner Gattin geliebt wäre, schlummerte ihn sein Stolz ein, da Genievre für Lancelot und die Liebe wachte.

Nieder-Bretagne war Pharamund zinsbar, und in verschiedene kleine Königreiche vertheilet: das Reich Curnual *) ward vom König Martus regiert. Dieser schwache Herr beweinte den Verlust seiner Gattin Ysrült, welche sich mit dem schönen Tristan über das Unglück tröstete, einen Thoren geheyrathet zu haben.

Das Königreich Gannes war ein ähnliches kleines Land und gränzte an Curnual. König Boort regierte es, oder lies es vielmehr durch seine Hofleute regieren. Schwache Fürsten sind öfters auch grausam; Boort gab hiervon auch einen Beweis durch die Hinrichtung seiner Tochter, der schönen Arlinde, der Mutter des Bliomberis. Diese Prinzeßin konnte der Liebe des berühmten Pa-

lamedes

*) So schreibt dieses Wort eine altdeutsche Uebersetzung des Hrn. Tristant, von 1559. R.

lamedes nicht widerstehen, und ward das Opfer ihres zu zärtlichen Herzens und ihrer Schwachheit. Der Unmensch Voort ließ sie in einen Brunnen stürzen, doch schenkte er dem Kind seiner unglücklichen Tochter das Leben. Bliomberis, seiner Mutter von seiner Geburt an beraubt, und unwissend, wer sein Vater sey, ward am Hofe des Königs Voort erzogen. Seine Erziehung ward sehr vernachläßiget, denn in diesem Lande waren selbst wenige Gelehrte, die lesen konnten, und auch dieses lehrte man ihm kaum. Er war 15 Jahr alt, ohne mehr zu wissen, als mit dem Bogen zu schießen, eine Sache, worinn er es weit brachte, weil er es von sich selbst lernete. Bliomberis war wohl gemacht, sein Gesicht war mehr sanft als schön, sein Blick edel und frey, sein Herz zärtlich, (er war ja ein Kind der Liebe!) und sein Verstand um so richtiger, da sich niemand bemühet hatte, ihn zu bilden. Ganz der Natur überlassen, hatte diese mehr für ihn gethan, als alle Lehrer. Sie hatte ihm gelehrt, die ganze Welt entbehren zu können und sich selbst genug zu seyn. Bliomberis kannte das traurige Schicksal seiner Mutter und den Namen seines Vaters, Palamedes, ein Name, der den ganzen Hof zittern machte. Die Furcht vor der Zurückkunft dieses Helden, war die

die einzige Ursache der Achtung, die man seinem Sohne erwies, worauf aber Bliomberis sehr wenig gab, weil ihm sein Herz sagte, daß er nicht gemacht sey, unter diesem Menschen zu leben.

Keine Lage ist trauriger, als das Gefühl einer Leere der Seele, eines Drangs nach einem Etwas, das man selbst nicht kennt. Vergebens suchte sich Bliomberis in dem Umgang der Hofleute zu belehren, diese verstunden selbst nichts, nicht einmal den Zweykampf, denn in Curnual und Gannes ward die Ritterschaft nicht sehr getrieben. Die Damen von Gannes wollten ihn bilden, aber Bliomberis sah bald, daß sie zwar lieben, aber nicht die Sprache der edlen Liebe reden konnten; und alle andere Liebe war nicht für sein Herz.

Sein Misfallen an den Gesellschaften erweckte einen Hang zur Einsamkeit; sein mehrester Aufenthalt war in Wäldern, wo er seine Geschicklichkeit an Hirschen und Vögeln übte: die Jagd machte ihn Menschenscheu, und dieses, weise. Bliomberis war nur 16 Jahre, aber Ueberlegung, und das Glück, nie geschmeichelt worden zu seyn, galten ihm statt einer 30jährigen Erfahrung.

Boort hatte einen Sohn, der aber seinem Vater ganz unähnlich war. Er hieß Lyonel, und war

war seiner Verdienste wegen zur Tafelrunde zugelassen worden. Bey seiner Zurückkunft aus Engelland, fand er sich durch den Zinß beleidigt, den Pharamund gefordert hatte. Mehr auf Antrieb seiner Mutter als aus Klugheit, bewog er den sorgenlosen Boort und den schwachen Mart, diesen Zinß mit vereinigten Kräften zu verweigern. Pharamund, dem dieses kühne Unternehmen befremdete, glaubte seine Gegenwart gar nicht nöthig, um dieses so vielmal bezwungene Volk wieder zum Gehorsam zu bringen; Er ernennete seinen Sohn zum Feldherrn und stellete ihn an die Spitze eines auserlesenen Heeres, um ihn das Vergnügen zu machen, diesen Krieg allein geführt, und die Aufrührer gezüchtiget zu haben. Clodion, berauscht von der Freude, sich als Oberbefehlshaber zu sehen, schwur binnen einen Monat seinen Einzug in Turnay auf einem Wagen zu halten, den die Könige Boort und Mart selbst ziehen sollten; er theilete schon die beyden Reiche in 12 Grafschaften, und ernannte schon die Grafen vor seiner Abreise; er musterte sein Heer vier bis fünfmal, endlich brach er auf und gelangte mit starken Märschen in 14 Tagen an die Grenzen von Gannes. Der kluge Pharamund, welcher ohngeachtet seiner Liebe, dennoch einigen Zweifel

in die Erfahrung seines Sohnes setzte, hatte ihm einen im Krieg grau gewordenen klugen Mann, Arbogast, zugeordnet. Dieser wagte es, dem Clodion einigen Rath zu geben, allein der Prinz antwortete, daß jeder Rath ihm entbehrlich und zuwider wäre. Arbogast schwieg, und setzte seine Hofnung auf die Schwäche des Feindes.

Dieser Feind war würklich furchtbarer als er glaubte. Der tapfere Lyonel war an der Spitze, und belebte alle mit seinem Feuer: Lyonel wagte es mit den Soldaten, welche er geworben, die französische Armee zu erwarten. Der Streit war anhaltend und blutig. Clodion that Wunder der Tapferkeit, allein seine Hitze und selbst seine Tapferkeit verleiteten ihn zu Fehlern, welche Lyonel gewiß genutzt hätte, wenn der kluge Arbogast, welcher den linken Flügel führte, nicht eben so geschwinde gewesen wäre sie wieder gut zu machen, als Clodion sie zu begehen. Bliomberis wich nicht von Lyonels Seite. Es war die erste Schlacht, welcher er beywohnte, allein dieser junge Krieger verlor nicht das kalte Blut und die Gleichgültigkeit, welche den wahren tapfern Mann bezeichnet. Lange bediente er sich seines Schwerdes, aber seine und Lyonels Bemühungen würden nicht hinreichend gewesen seyn, Pharamunds Heere den Sieg

zu

zu entreissen; schon war Clodion, in seinem Ungestüm, durch die Mitte des Heeres gebrochen. Lyonel eilte herbey ihm Einhalt zu thun, und fieng ein Gefecht mit ihm an: dies verschafte Arbogast Zeit, für sich allein zu handeln und seine Geschicklichkeit aufzubieten.

Die Befehle wurden gegeben und die verschiedenen Haufen erhielten das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Arbogast, seiner Sache gewiß, rückte hervor, Lyonel war mit Clodion beschäftiget, und das Heer von Gannes verlohren, weil es keinen Anführer hatte; schon bemächtigte Unordnung sich seiner Reihen. Bliomberis, der Jüngling, sah die Gefahr und kam ihr zuvor; er warf sein Schwerd von sich, ergrif seinen Bogen, die Waffen, die ihm nie ihren Dienst versagten, er wählte den besten Pfeil, faßte den Arbogast, der auf ihn zusprengte und traf ihn in eine Fuge seines Harnisches; der alte Krieger stürzte, seine Leute standen still und drängten sich um ihn her. Bliomberis nutzet den Augenblick, er versammlete seine Geschwader, drang auf die Franzosen ein, und bald war das Schlachtfeld mit Todten und die Wege mit Flüchtigen bedeckt. Clodion, der sich verlassen sah, schäumte vor Rache und Schaam; er that einen fürchterlichen Hieb nach Lyonel, drang

durch die siegende Armee und floh, als Held, seinem Heere nach. Bliomberis, obgleich nur 16 Jahr alt, lies sich doch nicht zum Nachhauen verleiten; er war einzig und allein beschäftigt, seine Leute zusammen zu halten und die Unordnung zu verhindern, die so oft öfters auf den Sieg folgt; er zeigte an diesem Tage, daß er mit der Tapferkeit eines Soldaten, die Fähigkeiten eines Feldherrn verbände. Lyonel erschien bald wieder und vollendete die Niederlage. Bliomberis bemühte sich dem Morden einhalt zu thun, er lies die Gefangenen gut halten, und begegnete ihnen sanft und edel. So wenig das Schwirren der Pfeile und das Geräusch der Waffen im Gefechte ihn gerührt hatte, so wenig brachten ihn die erworbenen Lorbeern, und das Siegsgeschrey und Zurufen der Soldaten aus jener unwandelbaren Ruhe, welche wahre Tapferkeit und Selbstzufriedenheit gewähren. Bliomberis fühlte nur die Wollust, dem Vaterlande gedient zu haben.

Der tapfere Lyonel, der Zeuge von Bliomberis Thaten und Muth, hatte ihm eine Art von Triumph zugedacht, und veranstaltete ein kriegerisches Fest, um ihn mit eigener Hand zum Ritter zu schlagen.

Bliomberis wuste nicht, daß er der Gegenstand dieser Feyerlichkeit war: er fand sich mit allen Befehlshabern ein, und erwartete mitten unter der Menge neue Befehle. Der Schall der Trompeten und das Geschrey der Soldaten verhinderten ihn, die Anrede zu verstehen. Lyonel trat hervor, und rufte den bescheidenen Bliomberis auf: "Ihr habt verdient, sagte er zu ihm, vor den "Jahren zum Ritter geschlagen zu werden; der "Zuruf des Heeres bezeuget eure gerechten An- "sprüche und eure Verdienste. Tretet hervor, eine "Würde zu empfangen, die ihr so sehr verdient.

"Tapferer Lyonel, antwortete Bliomberis, ich "bin der Sohn des großen Palamedes, und der "Nahme meines Vaters legt mir große Pflichten "auf; ich habe gelobet, den Ritterorden nur von "der Hand meines Vaters, oder des großen Artus "zu erhalten. Erlaubt, tapferer Lyonel, daß ich "meinem Gelübde treu bleiben darf; überdieß "verdient ja das wenige Glück, das ich hatte, "keinen so hohen Preiß, und ich bin schon genug "durch euren Beyfall belohnt."

Nach diesen Worten eilte er, sich unter den Soldaten zu verbergen, und lies Lyonel, die Anführer und das ganze Heer in Zweifel, was sie am meisten bewundern sollten, seinen Muth oder seine Bescheidenheit. Unter-

Unterdessen schweifte der brausende Clodion, voll Verzweiflung, gleich bey seinem ersten Versuch von einem so gering geachteten Heer geschlagen zu seyn, in der Irr umher, ohne zu wissen wohin, oder was er anfangen wollte.

Sein Stolz war auf das empfindlichste gedemüthiget; er unterstand sich nicht wieder in Tournay zu erscheinen, wo er schon das feindliche Land vertheilet und als Sieger den Wagen von gefangenen Königen gezogen gelobet hatte: dieser Gedanke brachte ihn außer sich; die Zärtlichkeit seines Vaters lies ihn zwar Verzeihung hoffen, allein sein Stolz verhinderte ihn sie zu suchen, und Stolz behält die Obergewalt. Clodion beschloß, nicht nach Tournay zurück zu kehren, bis er diesen Fehler wieder gut gemacht hätte; und schifte sich nach Engelland ein, um das Abendtheuer und Lorbeern zu suchen.

Pharamund erfuhr indessen seine Flucht, den Tod des Arbogast und die Niederlage der Armee. Diese ihm ganz ungewohnten Nachrichten erregten in ihm eine brennende Begierde, seinen Verdruß den Feinden theuer bezahlen zu lassen. Bewafnet mit dem Schwerd, das so viele Könige schon erlegt, saß er auf, versammlete seine alte Krieger und rückte gegen Nieder-Bretagne.

Die Franzosen, voll verlangen ihre Brüder zu rächen, stolz unter einem so großen König zu fechten, der sie immer zum Siege geführet, verbreiteten Verheerung im Königreich Gannes, und dürsteten nach Streit. Lyonel, berauscht vom lezten Sieg, wollte dem Feind die Stirn bieten, Bliomberis war der Meynung, sich zu verschanzen und ihn zu erwarten; doch der Feldherr entschied, und das verbündete Heer bekam Befehl sich schlachtfertig zu halten.

Die Schlacht war im Augenblick entschieden. Pharamund zeigte sich und alles floh; Pharamund war über Lyonel: die verbündeten flohen und rissen ihren Anführer mit sich fort. Bliomberis hatte die Verwirrung geahndet, und wehrte sich im Rückzug mit eben der Kaltblütigkeit, die er an dem Tage gezeiget hatte, wo er die Franzosen schlug. Er hofte ein Geschwader, das er führte, noch zu retten; aber Pharamund schickte frische und stärkere Truppen gegen ihn, Bliomberis hielt den Angriff aus, trieb sie zurück, und fuhr fort, sich zurückzuziehen. Ein zweiter Versuch gelang Pharamund nicht besser: Nun gieng der König, unwillig über seinen Widerstand, selbst an der Spitze seiner Ritter auf Bliomberis Reuterey los: kaum erblickten die von Curnual die Linien

auf

auf Pharamunds Schilde, als ein panisches Schrecken sie ergriff; sie flüchteten und verließen den jungen Bliomberis in der Mitte seiner Feinde. "Ergib dich, rufte ihm Pharamund zu, ich bin "es der dein Schwerd fordert." Bliomberis überlegte, daß sein Tod keinen Nutzen stiften würde; und da er unnöthige Klopffechterey verachtete, so übergab er sein Schwerd in die Hände des Monarchen und folgte ihm in sein Zelt.

Pharamund brauchte wenig Tage noch, das ganze Land zu erobern. Boort und Mart mußten die Kriegskosten bezahlen, Besatzungen in ihre Hauptstädte einnehmen, und Bliomberis ward als Geißel behalten. Nach geendigtem Feldzug lies der Monarch seinen Sohn Clodion in der ganzen Provinz suchen, aber alles Nachforschen war vergebens; Pharamund kehrte traurig darüber nach Tournay zurück, und Bliomberis folgte ihm.

Der Monarch fand seine Hauptstadt mit Freude erfüllt. Das Gerücht seines Sieges war vor ihm hergegangen. Rosemunde und Felizie kamen ihm in Begleitung der fröhlichen Menge entgegen, welche die Rückkunft seines geliebten Königs feyerte. Rosemunde hofte ihren Sohn wieder zu sehen; die Lorbeern ihres Gemahls konnten die Thränen

nicht trocknen, welche der Ungewißheit von Clodions Schicksal flossen. Felizie theilte ihren Schmerz, und küßte weinend die siegreichen Hände ihres Vaters. Bliomberis, der Zeuge dieses Auftritts, warf sich vor, die Ursache dieser Thränen zu seyn; die Schönheit der Prinzeßin erregte ein neues unbekanntes Gefühl in seiner Seele. Vergebens wendete er seine Blicke ab; Feliziens Reize zogen sie wieder an sich. Der weise Bliomberis kam außer sich, als ihn der König der Königin und Felizien als einen wegen seiner Tapferkeit verehrungswürdigen Gefangenen vorstellte; er empfieng sein Schwerd aus den Händen des Monarchen mit den Worten wieder: "Ihr wisset es "zu gut zu gebrauchen, hier habt ihr es zurück; "nichts halte euch hier, als euer Ehrenwort; "Staatsursachen verhindern eure gänzliche Frey"heit, aber ich hoffe ihr werdet mehr mein Freund "als mein Gefangener seyn." Bliomberis dankte dem König, und wurde über einen Blick der schönen Felizie ganz verwirrt.

Bliomberis entdeckte in wenig Zeit, daß diese Prinzeßin die schönste und empfindsamste Seele und den aufgeklärtesten Verstand mit ihren Reizen vereinigte. Diese Entdeckung vermehrte die Leidenschaft, die der erste Blick erregt hatte. Allein

kein der furchtsame Liebhaber wagte es nicht, das geringste zu unternehmen, das sie verrathen könnte.

Der Aufenthalt an Pharamunds Hof war ihm äusserst wichtig. Er fand sich als ein Jüngling von 16 Jahren, der sich selbst überlassen und nie über die Grenzen seines Vaterlandes gekommen war, auf einmal an den feinsten und glänzendsten Hof seines Zeitalters versetzt: sein Herz brannte für die Tochter des mächtigsten Monarchen, aber konnte er sich wohl mit der geringsten Hofnung in seiner Liebe schmeicheln? Diese schöne Prinzeßin, die an die Verachtung der Huldigungen so vieler Fürsten und Ritter gewohnt war, die vergaß, daß sie ein Herz hatte, um sich ganz mit der Bildung ihres Geistes zu beschaftigen, wie hätte diese den rohen Bliomberis aus dem Haufen ihrer Anbeter auszeichnen sollen? Und selbst, wenn Felizie seine Liebe erwiederte, durfte er wohl je auf ihre Hand Anspruch machen? Er, der unbekannte Sohn eines blossen Ritters, die unglückliche Ursache des Schimpfs und des Todtes seiner Mutter; und sie die schönste Prinzeßin der Welt, die Tochter des großen Pharamunds, der Gegenstand der Wünsche der grösten Beherrscher der Erde — —? Dergleichen Betrachtungen waren

 drückend

drückend für den Liebhaber und zurückscheuchend für den Weisen; allein Bliomberis war nicht mehr weise; er sagte sich, daß er sich unglücklich machen würde, daß Vernunft und Ehre foderten, diese Leidenschaft zu ersticken, und doch faßte er den Endschluß, sich ihr ganz zu überlassen, und den Verdiensten nachzujagen, die ihm noch mangeln könnten.

Die Liebe ist der beste Lehrmeister. In weniger als einem Jahr war unser Held der gebildeste und witzigste Ritter des Hofes; und Felizie mußte schon die Vernunft gegen ihn zu Hülfe nehmen.

Wenn ein Mädchen zwischen den Eingebungen ihres Herzens und den Eingebungen der Vernunft schwanket, so ist die Wahl schwer und langwierig, aber immer für das Herz. Felizie überlies sich dem Reiz, der sie dahin riß: die Mühe, welche sich Bliomberis gegeben hatte, alle die Eigenschaften zu erlangen, die sie liebte, war ihren Augen nicht entwischt; sie hatte in seinen Blicken gelesen, daß nicht die Liebe zu den Wissenschaften allein ihn zum Gelehrten machte; nun glaubte sie sich gegen ihn zu einiger Erkenntlichkeit berechtigt, die Erkenntlichkeit ward Freundschaft, und die Freundschaft — Liebe. Bliomberis kam nicht

von

von Felizien; beyde fühlten in sich ein neues, unnennbares Gefühl: Ihre Augen sprachen sich, bald wiederhohlte der Mund was jene gesagt hatten, und bald zeichnete die Feder was dieser wiederhohlt.

Jetzt fühlte Bliomberis die Glückseligkeit erst schreiben zu können. Er betete Felizien an, und ward angebetet; jeder Augenblick, wo er sicher war nur von ihr gehört zu werden, war dem Schwur der Treue heilig, den er tausendmal des Tages erneuerte. Die zärtliche Felizie seufzete, so oft sie sich den Augen des Hofs entziehen konnte, an der Seite ihres Bliomberis; sie kannte die lebhaftern Freuden der Liebe noch nicht; und der furchtsame Liebhaber zähmte seine Begierden, um sein Glück nicht zu verlieren, wenn er durch gewisse Erklärungen Feliziens Ruhe stöhrete. Zufrieden mit dem Besitz ihres Herzens, sagten ihr nur seine Augen, ich bin unaussprechlich glücklich: und mit warmen Händedruck antwortete Felizie, "lieber Bliomberis."

Pharamund und Rosemunde merkten nichts von der Neigung ihrer Tochter, da sie mit Bliomberis von gleichem Alter war, so schien es ganz natürlich, daß sie gern bey einander waren; auch war Felizie vom ganzen Hof angebetet, und Nie-

mand erlaubte sich auch nur den geringsten Verdacht wider sie.

Eines Tages, als sich die junge Prinzeßin in einem nahe gelegenen Gehölze belustigte, befahl sie ihrem Gefolge, zurück zu bleiben, und vertiefte sich in einem der dunkelsten Gänge. Sie dachte an Bliomberis. Schon war ein Jahr verstrichen, daß sie sich liebten, und sich Liebe bis in den Tod schwuren. Felizie las einen Brief, worinn Bliomberis tausendmal diesen schönen Schwur wiederhohlte; sie glaubte ihn zu hören, und in dieser süssen Schwärmerey drückte sie tausend Küsse auf dies Denkmal seiner Zärtlichkeit. Plötzlich rannte ein wütendes Schwein auf sie los. Erschrocken und zitternd ergrif sie den Brief, um sterbend noch die Züge ihres Liebhabers zu küssen.

Bliomberis hatte die Prinzeßin nach dem Walde gehen sehen, und war ihr durch einen andern Weg gefolgt. Im Gebüsche verborgen genoß er das Vergnügen sich an ihrem Anblick zu weiden und mit ihm beschäftigt zu sehen. Er fühlte ganz das sanfte Entzücken, das ein solcher Anblick gewährt, als er auf einmal das wilde Schwein, und seine Geliebte in Gefahr erblickte. Er flog, sie zu vertheidigen; der Eber brachte ihm eine leichte Wunde bey, aber im Augenblick war

er

er erlegt. Die erschrockene Felizie litt hundertmal mehr als ihr Geliebter, sie zitterte für sein Leben. Bliomberis benahm ihr bald diese Furcht; kaum hatte ihn das Thier verwundet, so sprang er zurück, legte einen Pfeil auf seinen Bogen, und durchbohrte ihm sein Herz. Felizie warf sich in seine Arme; sie wollte seine Wunde sehen und selbst verbinden. Sie riß einige Kräuter ab, legte Bliomberis Haupt an ihre Brust, und drückte den heilenden Saft auf die Wunde, Seufzer und zärtliche Blicke unterbrachen das süsse Geschäfte der Liebe. In dem Augenblick flog eine Taube, von einem Geyer verfolgt, vor ihnen vorüber, schnellen Fluges suchte sie sich vor ihrem Verfolger zu retten, dessen Beute sie auch geworden wäre, wenn nicht schnell das Männchen sich in die Klauen des Vogels gestürzt hätte, um sein Weibchen zu retten. Der Geyer trug das Männchen davon. Bliomberis hatte Zeit gehabt, einen Pfeil aufzulegen, er drückte ab, tödtete den Räuber und errettete den großmüthigen Tauber. Kaum war er frey, so setzte er sich unsern beyden Liebenden auf einen Baum gegen über, seine treue Gattin flog an seine Seite und legte schmeichelnd mit ihrem Schnabel die Federn zurechte, welche die grausamen Krallen des Geyers zerrupft hatten; sie

girrte

girrte um ihn her, und der zärtliche Vogel belohnte sie durch die lebhaftesten Liebkosungen. Welches Bild für Felizien! für Bliomberis! — — Doch wir lassen den Vorhang über eine Scene fallen, die weder geschildert werden kann, noch darf.

Zum erstenmal scheuten sie die Blicke andrer; und Bliomberis suchte unbemerkt nach dem Pallast zurück zu kehren. Alles gelang nach Wunsch. Der nemliche Wald, der nemliche Platz war oft ihr Rendezvous, und die Liebe wachte über sie, und verhinderte jeden Argwohn ihres Glücks. Zwey Jahre genoß Bliomberis die Wonne, um Felizien zu seyn, sie jeden Augenblick zu sehen. Monate entflohen ihm wie Tage. Man ward bald alt an Pharamunds Hof; und Felizie war schon achtzehn Jahre; ihr Vater beschloß also, sie zu verheyrathen. Ohne ihre Wahl einzuschränken, verlangte der Monarch bloß, daß sie ihm denjenigen nennen mögte, den sie zum Gemahl haben wolle, nur müsse es ein Prinz, oder wenigstens ein berühmter Ritter seyn. Die Prinzeßin war ausser sich, sie gieng in ihren Wald um sich Raths zu erhohlen. Man kann leicht denken, daß Bliomberis dieser Rath war; unsere glückliche Zeit ist dahin, redete ihm die traurige Felizie an, armer Freund, du kannst nicht mit auftreten, um auf

meine

meine Hand Ansprüche zu machen; du bist ohne Stand, vielleicht weiß dein Vater nicht einmal dein Daseyn. Es würde vergebens seyn, mich den Meinigen zu widersetzen, aber ich bin bereit, dir alles aufzuopfern. Laß uns fliehen, liebster Bliomberis, die Liebe wird uns schützen. Bliomberis benetzte Feliziens Wangen mit seinen Thränen; zu fliehen war ihm unmöglich, weil er auf sein Ehrenwort gefangen war. Aber, setzte er hinzu, wenn wir Zeit gewinnen könnten, so hofte ich mich deiner würdig zu machen.

Mein Vater ist Palamed, ein Name, der selbst von Pharamund geehret wird; meine Mutter war die Tochter eines Königs, und mein Vater, der Sohn Esclabod's, stammte von den Beherrschern Babylons ab; ich gehe, meinen Vater aufzusuchen. Er wird mich erkennen, und selbst kommen, um dich bey deinem Vater anzuhalten, und wäre der Preiß deiner Hand ein Königreich, nichts ist Palamedens Muth und Bliomberis Liebe unmöglich. Entschließung und Tapferkeit blitzten bey diesen Worten aus seinen Augen. Hofnung ist die Schwester unglücklicher Liebe, und Felizie und Bliomberis überließen sich ihr ganz. Sie beschloß, die Prinzeßin sollte die Prinzen versammlen, die sich um sie bewerben würden, und ihnen bekannt

bekannt machen, daß ihr Herz denjenigen wählen wolle, der sich in zwey Jahren den meisten Ruhm erworben hätte. Bliomberis hielt dieses für das sicherste Mittel, zum Besitz seiner Felizie zu gelangen. Er billigte diesen Endschluß, und er ward von beyden Theilen mit dem Schwur einer ewigen Liebe besiegelt.

Pharamund nahm den Vorschlag seiner Tochter mit Freuden an; bey ihm bedurfte es blos des Worts, Ehre, und sein Beyfall war gewiß. Er lies die Freyer zusammen berufen, und erklärte, daß wer binnen zwey Jahren die grösten Thaten gethan haben würde, Feliziens Gemahl seyn sollte. Niemand murrete; bald wuste ganz Frankreich, um welchen Preiß die Hand der Prinzeßin feil sey. Alle Ritter vom königlichen Geblüte verliessen den Hof, und suchten sie zu verdienen.

Bliomberis ergrif diese Gelegenheit, um seine Loslassung anzuhalten; sie ward ihm nicht verweigert. Felizie hatte diesen grausamen Auftrag auf sich genommen. Welcher Augenblick für sie, der Augenblick der Trennung! sie hatten ihren Wald erwählet, sich das letzte Lebewohl zu sagen, das Wort, das für Liebende so grausam ist. Bliomberis konnte Felizien nicht verlassen; Felizie drückte Bliomberis Hand an ihr Herz, sie sa-

hen sich an, hundertmal hefteten sie Mund an Mund, und hundertmal riefen sie aus, daß ein Strahl der Hofnung sie noch bey dem Gedanken belebe, daß sie sich nur einen Augenblick trennten, um sich auf ewig wieder zu finden. — Bliomberis lies sein Pferd auf geradewohl gehen, und dachte nur an seine Geliebte. Das Pferd war von ihr; Felizie hatte es aus den Cimbrischen Chersones kommen lassen, und es war werth, der Tapferkeit von den Händen der Liebe geweihet zu werden. Es war ein schöner Rappe; auf seiner Stirn glänzte ein weisser Stern; sein lebhaftes muthiges Auge schien allen Gefahren zu trotzen, leichter als ein Vogel, lies es in seinem Lauf keine Spuren seines Hufes zurück. Bliomberis liebte es sehr; es war ja ein Geschenk Feliziens, und um seinen Werth noch zu erhöhen, hatte sie es selbst geritten und Ebene genannt. Es kannnte seinen Herrn und war ihm treu.

Bliomberis fand, daß er sich zu geschwind von seinem geliebten Gegenstand entfernte, er stieg ab, setzte sich unter einen Baum und fieng an nachzudenken, eine Sache, die ihm lange nicht begegnet war. Er weinte heftig, und küßte tausendmal ein Tuch, das Felizie lange getragen hatte; er legte es auf sein Herz, und fühlte neuen Muth;

wohl-

wohlan, sagte er, ich muß sie verdienen, ich muß ihrer würdig werden, was es auch koste; das einzige Mittel, meinen Schmerz zu lindern, ist Kampf! ich muß ihn suchen. Voll Muth und Tapferkeit bestieg er seine Ebene, und nahm seinen Weg nach Gannes, wo er sich zeigen und sodann nach England gehen wollte.

Der König Boort war todt, und er fand Lyonel auf dem Thron, der in geheim Anstalten machte, des Pharamunds Joch abzuwerfen. Lyonel erinnerte sich Bliomberis Dienste, und empfieng ihn mit der lebhaftesten Freude. Seine Bewohner kannten Arlindens Sohn nicht mehr, so sehr hatte er sich zu seinem Vortheil geändert; sie machten ihm viele Schmeicheleyen über die Kenntnisse, die er sich in Tournay erworben hatte, aber Bliomberis suchte nicht Schmeicheleyen, sondern Nachricht von seinem Vater Palamed. Lyonel sagte ihm, daß vor wenigen Tagen dieser tapfere Ritter nach Gannes gekommen sey, seine theure Arlinde zu finden. Voll Verzweiflung über ihren Verlust, und voll Begierde, ihren Tod zu rächen, habe er den König herausgefordert; dieser habe den Kampf nicht abschlagen können, und sey beym ersten Lanzenstoß getödtet worden: Lyonel habe seinen Vater rächen wollen, hätte aber

selbst

selbst vor den unerschrockenen Palamedes den Sattel räumen müssen; Palamed habe nach diesem doppelten Sieg einen Brief an seinen Sohn zurückgelassen, den man ihm, sobald er nach Gannes käme, einhändigen mögte. Bliomberis erbrach den Brief. Sein Vater entschuldigte sich darinnen bey seinem Sohn, daß er habe zwanzig Jahre verstreichen lassen, ohne seine unglückliche Mutter aufzusuchen, allein er sey die ganze Zeit in der Gefangenschaft des Königs von Aquitanien zurückgehalten worden; er versicherte Bliomberis seiner Zärtlichkeit, und befahl ihm, an den Hof des Königs Artus zu kommen, wo er ihn finden würde. Bliomberis ganze Begierde ward bey diesem Brief rege, er nahm Abschied von Lyonel, schifte sich ein und langte in England an.

Kaum hatte er den Fuß in dieses berühmte und an Abentheuern so reiche Land gesetzet, als auch ihm eins aufstieß. Er war auf dem Weg nach Cramalot, der Hauptstadt des Artus, als er eine Dame sah, die so geschwind als ein weisser Zelter laufen konnte, und vor einem Ritter floh, der im Begrif war, sie einzuhohlen. Bliomberis gieng auf ihn los und ergrif seinen Zügel: Halt! rief er ihm zu, die Bestürzung dieser Dame läßt mich Gewaltthätigkeiten vermuthen, und ich würde nicht

leiden, daß du deine Ueberlegenheit mißbrauchest. Was mischest du dich in fremde Dinge? antwortete ihm Brechus, der unbarmherzige; denn dieser war es; ich will deinen Fürwitz strafen, und dich lehren, ein andermal die Ritter, die ihre Flüchtlinge verfolgen, nicht mehr zu hindern. Der wüthende Brechus hob bey diesen Worten eine Stange auf, die er statt der Lanze führte, er nahm Feld und sprengte auf Bliomberis ein. Dieser hatte das Schwerd ergriffen, er wendete den leichten Ebene, um dem Lanzenstoß auszuweichen, und den Augenblick, da Brechus vor ihm vorbey sprengte, gieng er von der Seite auf ihn los und gab ihm einen so fürchterlichen Hieb auf den Kopf, der ihm die Lust zum Nachsetzen verlieren machte. Rasend, getroffen zu seyn, ohne seinen Gegner berührt zu haben, warf Brechus die Lanze weg, und drang mit erhobenen Schwerd und knirschend für Rache auf Bliomberis ein. Der fertige Bliomberis wuste sein Pferd so geschickt zu lenken, daß sein Feind lauter Luftstreiche that, da hingegen jeder Hieb von Bliomberis, Brechus Waffen zerstückte. Er sah sein Blut rieseln und fühlte die Abnahme seiner Kräfte; beschämt, seinem Gegner nichts anhaben zu können, fieng er an für sein Leben zu fürchten,

er wendete sich und floh mit verhängtem Zügel dem nahen Walde zu. Bliomberis erstaunte, er sah sich um, und ward weder Dame noch Feind gewahr. Ohne diesem jungen Ritter einiges Nachsetzen zu würdigen, steckte er sein Schwerd ein und verfolgte seinen Weg; aber bald sahe er die Dame, die er gerettet hatte, mit einem Ritter in glänzenden Waffen auf sich zu kommen, dessen gutes Ansehn ihm Ehrfurcht einflößten.

Der Ritter und die Dame näherten sich, und die schöne Flüchtige nahm das Wort und dankte ihm für seinen treuen Ritterdienst. Der Unmensch, von dem ihr mich befreyet habet, sagte sie, wollte mich überfallen, als ich mich einen Augenblick von meinem Ritter entfernte, der sich bey der Stiege von Merlins Pallast aufgehalten hatte. Ohne euch hätte mich meine Unvorsichtigkeit das Leben und vielleicht die Ehre gekostet, ich wollte daß mein Ritter euch auch seine Dankbarkeit bezeigen sollte; ich eilte zu ihm zurück, als ihr den Kampf begonnet. Der Feige, den ihr überwunden habet, ist der bekannte Brechus, der unbarmherzige, würdig dieses Namens, und der Räuber dieses Waldes; er braucht die ausserordentlichen Kräfte, die ihm der Himmel verliehen hat, die Damen zu entführen, die das Unglück haben, ihm aufzustossen. Der

Ritter, den ihr bey mir seht, ist Perceval, aus Gallien, das ist genug gesagt. Ich bin Blanka, seine geliebte Schwester; und wir werden niemals den Dienst vergessen, den ihr uns erwiesen habt. Euern Namen, tapferer Ritter! daß er ewig unseren Herzen unvergeßlich sey. Bliomberis, entzückt, einen so berühmten Ritter, als Perceval, kennen zu lernen, nennte sich, und bat, ihn beständig begleiten zu dürfen. Der tapfere Perceval, eingenommen von seinem neuen Freunde, versicherte ihn seiner Erkenntlichkeit; und sie setzten zusammen ihre Reise nach der Hauptstadt des Artus fort. Bliomberis erzählte unterweges die Ursache seiner Reise und erkundigte sich nach Palamed. Perceval konnte seine Neugier nicht befriedigen; er hatte zwar von diesem Helden gehört, aber ihn niemals angetroffen. Er beschloß also, ihn mit seinem neuen Gesellschafter, der ihm seine ganze Geschichte anvertrauete, aufzusuchen. Perceval liebte ihn nun desto mehr, und schwur ihm ewige Freundschaft und Waffen-Brüderschaft, mit dem Versprechen, so bald die zwey Jahre verflossen wären, ihn nach Frankreich zu begleiten, um Pharamund selbst die Thaten zu berichten, die er, Bliomberis, noch thun würde.

Blanka, die ein zärtliches Herz hatte, und sich für alle Liebende intereßirte, wünschte sehr, Felizien zu kennen. Wär sie doch bey uns, rief sie, wir wollten zusammen reisen, von einem Ende der Welt zum andern reisen. Sie suchte Bliomberis aufzuheitern, und es gelang ihr mit Mühe.

Bliomberis beschäftigte sich mit Felizien, während Perceval und Blanka ihm stillschweigend folgten. Auf einmal sahen sie einen Ritter mit verhängtem Zügel auf sie zu kommen; seine bestaubten Waffen glänzten nicht mehr im Sonnenstrahl; sein ermüdetes Pferd blutete von Spornstichen, und schien für Mattigkeit umsinken zu wollen, allein, der ungedultige Ritter trieb es nur desto schärfer an. Wie er bey Bliomberis vorbey kam, rief er ihm zu: Mache dich fertig abzusitzen und dein Pferd mit dem meinigen zu verwechseln, ich habe Eile. Bliomberis und Perceval sahen sich an und lachten, ohne dem unbekannten Ritter zu antworten. Dieser, erzürnt, daß man seinen Befehl nicht gleich befolgte, schrie ihnen drohend zu: wenn meine Worte nichts vermögen, so soll meine Lanze desto würksamer seyn. Vertheidiget euch und kämpfet mit mir, einer nach dem andern, oder auch beyde zusammen, gleichviel. Der stolze Perceval, ungewohnt, dergleichen Reden zu dulden,

wollte auf der Stelle zum Schwerd greifen und den verwegenen Fremden züchtigen; aber Bliomberis behauptete, daß es seine Sache sey; er legte die Lanze ein, sprengte an, und traf den unbekannten Ritter so hart, daß er ihn und sein Pferd zwanzig Schritte weit warf. Unser Held, so menschlich als tapfer, eilete ihm zu Hülfe, aber der Sturz hatte den Unbekannten so betäubt, daß er ohne Empfindung da lag. Bliomberis lösete ihm den Helm ab, um ihm Luft zu machen, setzte ihn auf den Rasen und half ihm mit einem Eyfer, worüber er selbst erstaunte. Blanka bewunderte Bliomberis Großmuth, und unterstützte seine Bemühungen, dem überwundenen Ritter zu helfen. Aber Perceval konnte seine wunderliche Zumuthung nicht vergessen, und murmelte zwischen den Zähnen, daß der Verwegene noch nicht genug gestraft sey, und daß er seinen Stolz und Frechheit hätte theurer bezahlen sollen.

Bliomberis, von einer unsichtbaren Macht begeistert, suchte noch immer den Ueberwundenen aus seiner Ohnmacht zu erwecken; als er einen Brief unter dem Harnisch hervor fallen sah, auf den die Aufschrift stand: **An den Prinz Clodion.** Kaum hatte er dieses gelesen, als er seinen Sieg verwünschte, und sich nicht mehr von dem Bruder

seiner

seiner Geliebten trennen wollte, er hohlte Wasser in seinem Helm, und mit Hülfe Perceval's und seiner Schwester, gelang es ihm endlich, den unglücklichen Clodion ins Leben zurück zu bringen. Kaum hatte er den Gebrauch seiner Sinne wieder, rief er traurig: Ach, dieses Abentheuer bringt mich um ein Rendezvous. Prinz, sagte Bliomberis, und gab ihm den Brief zurück, wenigstens seyd ihr hier unter euren besten Freunden, ich bin bereit, alles zu unternehmen, diesen unglücklichen Vorfall wieder gut zu machen. Clodion dankte ihm, und Blanka bat ihm, ihr zu sagen, warum er zwey Ritter herausgefordert habe, die ihm doch keinen Anlaß dazu gegeben hätten. Clodion wendete sich zu ihr, und schien bey ihrem Anblick seiner Schmerzen zu vergessen. Fräulein, ihr werdet meine Unvorsichtigkeit verzeihen, sagte er, wenn ihr hört, daß die Liebe schuld daran ist. Vernehmt meine Geschichte, und versagt mir eure Theilnahme an meinem Unglück nicht.

Es war vor 3 Monaten, daß ich auf einen Turnier war, wo mir zum erstenmal in meinem Leben, der Turnier-Dank durch einen Zufall entgieng, der mir theuer zu stehen kam. Der, gegen den ich kämpfte, war Danain der Rothkopf, ein

Ritter aus diesem Lande. In dem Augenblick, da ich ihn mit der Lanze erreichte, sah' ich seine Frau, die schöne Maloane, ich vergaß, daß ich stritte, und lies mich von meinem Gegner zu Boden werfen, ohne an etwas anders, als an seine Frau zu denken. Danain, der nicht zerstreut war, hatte mich in den Arm verwundet, und erbot sich, mich auf sein Schloß zu führen, das nicht weit entfernt war. Ich nahm diesen Vorschlag mit Vergnügen an, in der Hofnung, daß die schöne Maloane die Wirthin des Schlosses machen würde, und ich irrte mich nicht. Wir brachen mit ihm und einem Ritter, Giron, auf, der ein großer Freund Danains schien. Unterwegens war die schöne Maloane immer in Gedanken und zerstreut, ihr Gemahl schwieg, und Giron schien nachdenkend. Endlich kamen wir auf dem Schloß an; in wenig Tagen lernte ich meine Leute kennen. Der Herr des Schloßes war, was man einen guten, schlichten Rittersmann nennt; Giron war ein Philosoph, der den ganzen Tag von nichts als dem moralischen und physischen Guten und Bösen, von Tugenden und Pflichten, vom ähnlichen Bande, und von Selbstüberwindung sprach; er machte mir schreckliche Langeweile und belustigte keinen Menschen, aber weil er sehr schön in seinem

Aeußer-

Aeußerlichen war, auch sich durch seine Tapferkeit berühmt gemacht hatte, so merkte ich leicht, daß die schöne Malvane von diesem Sittenprediger eingenommen, er aber so wenig gefällig gegen die schöne Dame war, daß er sich für den schlechtesten Ritter gehalten hätte, wenn er ihren Gesinnungen nachgeben wollte. Die Rechte der Gastfreundschaft, die geheiligten Bande der Freundschaft würkten stärker auf sein Herz als alle Reize der zärtlichen Maloane, und seine unglückliche Liebhaberin trug diese Verachtung mit dem Muth, welchen die Liebe gewährt.

Ein Nebenbuler, wie Giron, war mir gar nicht furchtbar; unterdessen schien mir die schöne Malaone doch so eingenommen von ihm, daß ich glaubte, mehr Mühe anwenden zu müssen, Giron aus ihrem Herzen zu vertreiben, als mir gewöhnlich sonst das sprödeste Herz gekostet hätte: ich war einige Tage traurig; ich seufzte, stellte mich, meine Thränen verheimlichen zu wollen; fieng Gespräche an, ohne sie zu endigen: bis endlich die empfindsame Maloane auf meinen Schmerz und meine Unruhe merkte, und mich um die Ursache fragte. Dieses wünschte ich eben. Ich erzählte ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ich um eine Grausame litte, die meinen

Wünschen kein Gehör gäbe, und deren hartes Herz sich durch die lebhafteste und zärtlichste Liebe nicht wollte erweichen lassen; dies hätte mich zu den Entschluß gebracht, ihr zu entsagen; aber die Gewalt, die ich mir anthun müsse, um die Grausame zu vergessen, sey die Quelle meiner Seufzer und Thränen. Die zärtliche Maloane hatte Mitleiden mit mir, und ermahnte mich, in meinem Entschlusse zu beharren; sie setzte hinzu, daß hofnungsloße Liebe das schrecklichste Unglück sey, das einem Menschen begegnen könne; sie seufzte, indem sie dies sagte, und da Vertraulichkeiten ansteckend sind, so entdeckte sie mir ihr Herz, und erzählte mir ihre Leiden und Girons Undankbarkeit. Ich hörte ihre Erzählung mit innigster Freude, und im Ton des zärtlichsten Theilnehmens zu, ich stellte ihr vor, wie nöthig es uns beyden sey, Empfindungen zu ersticken, die uns erniedrigten und beklagungswerth machten. Von dieser Zeit ward ich der Freund der schönen Maloane; sie fand Vergnügen daran, mir alles zu offenbaren, was in ihrer Seele vorgieng; ich redete ihr zu, einen undankbaren zu vergessen; ich ließ ihr merken, wie sehr mein Herz das Glück fühle, das Giron von sich stieß: endlich gestand ich ihr eines Tages, daß ihre Reize das Andenken an meine

vorige

vorige Geliebte ausgelöscht hätten; daß meine Wunde geheilt wäre, und daß nur die Liebe mich in ihrem Schlosse zurückhalte, die schöne Maloane fand sich über mein Geständniß nicht beleidigt; Girons kalte und ewige Sittensprüche hatten ihn weniger liebenswürdig gemacht; ich gewann, was mein Nebenbuhler verlohr, und bald war mein Glück vollkommen. Unter dem Vorwand, daß ich noch Schmerzen an meinem Arm empfände, brachte ich zwey Monate bey Danain zu: und meine zärtliche Geliebte fand Mittel, sie in die glücklichste Zeit meines Lebens zu verwandeln. Niemand argwohnete ein Verständniß zwischen uns, und das Geheimniß erhöhete unser Glück. Giron vermuthete so wenig davon, daß er viel mehr in der Ueberzeugung, noch geliebt zu seyn, alle Tage zu predigen fortfuhr, um eine Niederlage zu verhüten, der er gar nicht mehr ausgesetzt war. Endlich machte uns die Gewohnheit unvorsichtig, und Giron selbst überraschte uns bey der zärtlichsten Zusammenkunft. War es Freundschaft für Danain, oder Verdruß, sich vergessen zu sehen, genug er legte die Hand ans Schwerd, und selbst im Zimmer der schönen Maloane fiengen wir einen lebhaften Kampf an. Glückliche Liebhaber sind überall glücklich; ich brachte Giron einen

einen Hieb bey, daß er niederstürzte; ich schenkte ihm das Leben; unter dem Versprechen, Danain von unsrer Geschichte nichts merken zu lassen. Er schwur mir hierauf bey Ritter-Treue, meine Geliebte nicht anzuklagen, und einen Vorwand wegen seiner Wunde zu erdichten. Ich nahm Abschied von Maloane, umarmte sie, und reißte ab, nachdem ich mich bey Danain beurlaubet. Ich blieb einige Tage in der Nähe des Schlosses, und wartete auf Nachricht von meiner Geliebten: sie schrieb, Giron habe mir Wort gehalten, Danain wisse von nichts und beschäftige sich mit seines Freundes Wunde, die gefährlich sey; ich beklagte ihn; und da mir meine Geliebte in ihrem Brief sagte, daß es nöthig wäre mich einige Zeit zu entfernen, so gehorchte ich und nahm den Weg nach Cramalot. Verschiedene Abentheuer führten mich weiter. Ich war bey dem König von Camelide, als plötzlich der Zwerg der treuen Maloane mit einem Brief ankam, worinn mir diese Schöne meldete, daß Giron von seiner Wunde geheilt sey, und heute an den Hof des Königs Perles abreise, wohin Danain seinen Freund begleite, und ihr also freye Hand ließ. Der Zwerg, der mir diesen Brief überbrachte, kam erst gestern in der Hauptstadt an; sie ist funfzig Meilen von Maloanens

loanens Schloß; ich hatte keinen Augenblick zu verlieren, und da ich wohl sah, daß mein Pferd meine Eilfertigkeit nicht aushalten würde, so beschloß ich jeden Ritter, der mir begegnen würde, zu bekämpfen, um ihn zu zwingen, mit mir sein Pferd zu tauschen. Diese Art zu reißen gelang mir, alle die ich angriff, machte ich sattellos, und ich hatte nur noch zwey Meilen zum Schloß meiner Geliebten, als ich zum Unglück auf euch stieß. Blanka lächelte über die Abentheuer des jungen Clodion, Perceval, der in seiner Jugend der verwegenste und kühnste Abentheuer gewesen war, nahm Theil an dem Schicksal dieses Prinzen und verzieh ihm von Herzen. Bliomberis, der seinen Sieg von dem Augenblick an verwünschte, wo er wuste, daß sein Feind Feliziens Bruder sey; er schloß ihn in seine Arme: wenn ihr euch stark genug fühlet, sagte er zu ihm, eure Reise fortsetzen zu können, so soll mein Pferd den Verzug ersetzen, an dem ich schuld bin; nur versprechet mir es in acht Tagen an Artus Hof zu liefern, und ich vertraue es euch an: ich kenne den Schmerz zu gut, fern vom Gegenstand seiner Liebe zu seyn, als daß ich nicht das ganze Kränkende eurer Lage fühlen sollte. Clodion umarmte seinen großmüthigen Ueberwinder, nahm sein Anerbiethen und Pferd

an,

an, fragte nach seinem Namen, und schwur, daß in acht Tagen Ebene wieder bey seinem Herrn seyn sollte: er erhob sich hierauf mit Mühe und versuchte den schönen Ebene zu besteigen; allein sein Sturz hatte ihn so zermalmt, daß er es ohne Bliomberis Hülfe nicht im Stande gewesen seyn würde. Wie er einmal sattelfest war, sprengte er, ohngeachtet seiner Schmerzen, den Gaul an, und der flüchtige Hengst trug ihn als ein Wind davon.

Bliomberis, entzückt, dem Bruder seiner Felizie einen Dienst geleistet zu haben, brachte mit vieler Mühe Clodions Pferd in die Höhe; und da er glaubte, daß es ihn in einen kleinen Schritt bis Cramalot würde tragen können, wovon sie nicht weit mehr entfernt waren, so setzte er sich auf und bat Blanka und Perceval, langsamer zu reiten. Sie hatten noch eine kleine Meile bis zur Stadt, als sie einen Ritter zu Fuß auf sich zukommen sahen, der, so wie er Bliomberis gewahr wurde, die Hand an das Schwerd legte. Wie hast du mein armes Pferd zugerichtet, schrie er ihm zu: Herunter, wenn du Ehre im Leibe hast, wir wollen sehen, ob dir das Glück zu fuß so wohl will, als diesen Morgen. Vergebens wollte ihn Bliomberis seinen Irrthum benehmen, und vergebens suchte Perceval, der den Ritter

kannte

kannte, den Kampf zu verhindern, nichts konnte ihn beschäftigen; er warf Bliomberis seinen Handschuh zu, welcher, seiner Ausforderungen müde, absprang, und zu Fuß einen der fürchterlichsten Kämpfe mit ihm begann. Sein Feind war der wackere Gawin, einer der Helden von der Tafelrunde. Der junge Clodion, von Liebe beseelt, hatte ihn den Morgen zu Boden geworfen, und ihm sein Pferd abgenommen; Gawin, über seine Niederlage erzürnt, glaubte mit Clodion zu thun zu haben, und stritt mit einer Wuth, die für jeden andern als Bliomberis, traurig gewesen seyn würde. Er lies einen Hagel von Streichen auf seine Waffen fallen, und hatte auch nicht weniger von sich abzuwenden. Der Streit dauerte eine Stunde, schon waren beyder Harnische mit ihrem Blute gefärbt, und ihre Schwerder versagten ihnen den Dienst, als sie gemeinschaftlich von einander einige Augenblicke zur Erhohlung verlangten. Diese wackere Ritter, die weder Furcht noch Mißtrauen beunruhigte, setzten sich auf den Rasen hin, der noch feucht von ihrem Blute war; erwarteten den Augenblick, wo sie ihren fürchterlichen Kampf von neuen anfangen könnten, und sprachen ganz freundschaftlich mit einander. Bliomberis bediente sich dieses Stillstandes, Ga-

win

win zu sagen, daß er sich irre, und daß er der nicht sey, der ihm sein Pferd genommen habe. Gawin, den einige Wunden kaltblütiger gemacht hatten, hörte Bliomberis an und bat ihn um Vergebung; die beyde Feinde umarmten sich, anstatt zu streiten, und thaten am klügsten, denn der Preiß ihres Sieges war nicht mehr, denn das Pferd war gestorben, indeß die beyden Paladies sich darum stritten. Bliomberis setzte seinen Weg zu Fuß, wie der tapfere Gawin, fort, und kamen, ohne Blanka und ihren Ritter zu verlassen, in Cramalot an.

Unser Held ward dem großen Artus, durch Perceval, seinen Freund und Zeugen seiner Thaten vorgestellt; er machte ihn allen Rittern der Tafelrunde, als einen jungen Helden bekannt, der würdig sey, ihr Bruder zu werden. Lanzelot, Tristan, der König Lacados und alle Ritter des englischen Hofes nahmen ihn freundschaftlich auf; der Monarch überhäufte ihn mit Schmeicheleyen; Blanka, welche die Erkenntlichkeit zu seiner Freundin gemacht hatte, stellte ihn der schönen Genievre und der zärtlichen Ysrült als den treuesten und verliebtesten Ritter vor; Titel, die hinlänglich waren, ihn bey Genievren und Ysrült beliebt zu machen. Unser Held wurde während seines Aufenthal-

enthaltes an diesem Hofe, als der berühmteste Ritter behandelt. Er hielt sich doch nicht lange auf; seine erste Sorge war, sich nach seinen Vater zu erkundigen; nur Garwin allein konnte ihm einige Nachricht geben. Er hatte Palamed vor wenigen Tagen auf dem Wege nach Orcanien angetroffen. Bliomberis wäre auf der Stelle dahin abgereißt, allein er muste sein Pferd, seinen theuern Ebene erwarten; und schon reuete es ihm, denselben auf so lange Zeit dem unbedachtsamen Clodion geliehen zu haben.

Doch dieser Prinz ließ nicht lange auf sich warten; ehe noch die acht Tage verflossen, kam er mit den schönen Ebene an. Bliomberis war verwundert, ihn sobald zurückkommen zu sehen, und fragte ihn nach der Ursache dieser Eilfertigkeit. Der Prinz erzählte, das Unglück habe nicht aufgehört, ihn, seit seiner Trennung von Bliomberis zu verfolgen. Das Vergnügen, meine Geliebte wieder zu sehen, fuhr er fort, die Geschwindigkeit meiner Reise, und der Sturz in dem Kampf mit euch, hatten mein Blut so entzündet, daß mich bey meiner Ankunft auf dem Schlosse ein hitziges Fieber überfiel, und die zärtliche Malogne war genöthiget, statt einen Liebhaber zu bewillkommen, einen Kranken zu warten. Die Ruhe, die Hülfs-

mittel, und noch mehr die Sorgfalt meiner Geliebten, stellten mich in drey Tagen wieder her und gaben mir meine Kräfte wieder. Ich hatte nun keine Krankheit, als die Liebe. Die schöne Maloane freuete sich über den Fortgang ihrer Bemühungen, und das Glück fieng an mir günstig zu werden, als mit einemmal der verwünschte Danain nach Hause kam, und alle unsere schönen Entwürfe vereitelte; ich muste mitten in der Nacht fort, nahm meine Waffen und gieng zu Fuß nach dem Dorf, wo ich euer Pferd gelassen. Ich verließ meine Geliebte, nachdem ich vier Tage krank und voll Ungeduld bey ihr zugebracht hatte. Ebene hat mich mit seiner gewöhnlichen Flüchtigkeit hierher gebracht. Ich gebe ihn euch zurück, aber nie werde ich euch diesen Freundschaftsdienst genug vergelten können. Bliomberis beklagte Clodions Schicksal, fragte ihn nach seinem Vorhaben, und wenn er gedächte nach Frankreich zurück zu kehren. Clodion versicherte ihm, daß er Engelland nicht verlassen würde, ohne seine theuere Maloane mitzunehmen, und daß er an Artus Hof bleiben wolle, bis eine günstige Gelegenheit ihn zur Geliebten zurückbrächte. Bliomberis nahm Abschied von ihm und dem ganzen Hofe. Blanka und Perceval wollten ihn nicht verlassen; und

alle drey reiseten, den grossen Palamed aufzusuchen. Auf diesem Weg that Bliomberis Thaten, eines ewigen Gedächtnisses würdig. Unter einem so guten Führer als Perceval, war jeder Schritt mit einer Lehre bezeichnet, und jeder einen Lorbeer werth. Er brachte ein ganzes Jahr zu, Engelland zu durchreisen, ohne seinen Vater anzutreffen, aber immer machte er sich seiner würdig, befreyete Gefangene, eroberte Schlösser, bezwang Riesen, überwand Ritter, und rächte die Ehre der Fräuleins. Perceval liebte seinen wackern Zögling, wie seinen Bruder, Bliomberis ehrte und schätzte ihn, und Blanka, deren zärtliches Herz alles, ausser ihrem Liebhaber, darum gegeben hätte, Bliomberis mit Felizien zu vereinigen, und welche die Bedingungen wuste, unter welchen ihre Vermählung möglich war, hielt ein ordentliches Verzeichniß aller Thaten unseres Helden, um Pharamund einst Rechenschaft geben zu können. Schon standen darauf zwey und vierzig eroberte Schlösser, drey und zwanzig getödtete Riesen, und drey und sechzig befreyete Fräuleins; eigentlich war sie die vier und sechzigste, aber sie hatte die Bescheidenheit sich nicht darunter zu zählen.

Bliomberis, den sein Ruhm nicht dafür schadlos hielt, seinen Vater nicht antreffen zu können,

durchkreuzte das ganze Königreich und immer schickte es sein Unstern so, daß er nach Palamedes Abreise ankam: er beweinte sein Schicksal mit dem braven Perceval, als sie bey ihrem Durchzug durch den berufenen Wald von Troceliande, an dem nemlichen Platz kamen, wo Blanka von Brechus verfolgt und von Bliomberis errettet worden war. Unsere Reisenden wurden einen Ritter in schwarzen Waffen gewahr, der am Rand von Merlins Brunnen lag und fest schlief. Er hatte seinen Helm abgethan, und sein Gesicht schien mehr der Kummer als die Jahre alt gemacht zu haben. Seine Lanze und Schild lagen neben ihm. Auf dem letztern war ein Cypressenkranz gemahlt, mit der Umschrift: **Mich lüstet nach keinem andern.** Perceval kannte diesen Ritter nicht, aber aus einem dringenden Verlangen, seine Bekanntschaft zu machen, erregte er ein Geräusche das ihn erweckte. Wie der Unbekannte die Augen aufschlug, griff er nach seinen Waffen, schwang sich auf ein prächtiges Pferd, und ohne Perceval ein Wort zu sagen, legte er seine Lanze ein, und kam in Galop an. Der kühne Gallier gieng ihm entgegen, und so heftig er auch auf ihn traf, so hatte er doch den Unbekannten nicht erschüttert; kurz, der wackere Perceval muste zum

erstenmal in seinem Leben den Sattel räumen. Bliomberis wollte seinen Waffenbruder rächen, und da er seines Feindes Stärke gesehen hatte, so machte er sich Sattelfest, faßte die Lanze mit vollen Kräften und sprengt an. Vergebene Vorsicht, der Unbekannte fieng den Stoß mit seinem Schild auf, und warf den tapfern Bliomberis auf den Rasen neben seinen Freund hin. Nach diesem doppelten Sieg, eilete er nach den Pferden der Ueberwundenen, die entlaufen waren. Er führete sie ihren Herren wieder zu, grüßte Blanka mit so viel Höflichkeit als Anstand, und entfernte sich im Galop, ohne ein Wort zu sagen, und bald hatten sie ihm aus dem Gesicht verlohren.

Unsre Helden, beyde zu Boden geworfen, sahen sich einander an, ohne zu wissen, was sie denken oder sagen sollten. Blanka, welche anfangs fürchtete, daß ihr Fall sie beschädigt hätte, wurde bald darüber beruhigt, und da sie ihre Ritter so traurig und stillschweigend zu Pferde steigen sah, konnte sie sich des Lachens nicht enthalten, und hätte beynahe Perceval beleidigt. Noch nie hatte der stolze Gallier den Sattel geraumt, auch dem Bliomberis geschah es zum erstenmal; sie zweifelten nicht, ein Kobold müsse die Gestalt eines

Ritters angenommen haben, um sie zu necken; und was sie noch mehr in dieser Meynung bestärkte, war, daß ihnen das Abentheuer bey Merlins Brunnen, einem, wegen Zaubereyen so sehr berüchtigten Ort, begegnet war. Unsere Ritter setzten etwas zufriedener ihre Fahrt fort, als eine Dame sich weinend ihnen zu Füssen warf. Tapfere Ritter, schrie sie, rettet die unglücklichste und zärtlichste der Frauen. Meine Gebieterin muß mit ihrem Geliebten in den Flammen sterben, wenn euer Muth sie nicht befreyet, ihr habt keinen Augenblick zu verlieren. Dieses war genug unsere Ritter zu reitzen, sie bitten die Dame sie zu führen, und bald gelangten sie an ein Schloß, dessen Brücke aufgezogen war. Dicker Rauch und Flammen stiegen über den Wall empor, und schon fürchteten sie zu spät gekommen zu seyn. Sie stießen in ihr Horn, die Brücke ward niedergelassen, und ein ganz gewafneter Ritter kam hervor. "Was verlangt ihr, Fremdlinge! rufte ihnen der "Ritter zu, unterbrechet die Vollstreckung einer "gerechten Strafe nicht, und laßt uns die Schul"digen züchtigen. Das können sie seyn, antwor"tete trotzig der Gallier, und in diesem Fall wird "mir mein Schwerdt schlecht dienen, aber es ist "der Rächer der unschuldigen, und wer weiß, ob

"sie es nicht sind. Kämpfe mit mir, setzte er hin-"hinzu, und wenn du einen Gesellen finden kanst, "der sich gegen den meinigen stellen will, so kommt "beyde den Todt zu hohlen." Der Ritter hatte dieses kaum gehört, so kehrte er, ohne zu antworten, in das Schloß zurück, und die Brücke ward hinter ihm aufgezogen. Der ungeduldige Perceval lies sein Horn ertönen, daß die Berge wieder hallten, indeß Bliomberis versuchte, ob nicht ein Mittel wäre, den Wall zu ersteigen und sich in das Schloß zu werfen. Er suchte nicht lange; die Brücke gieng nieder, der Ritter, den sie schon gesehen hatten, erschien mit einem andern in vergoldeten Waffen. Sie näherten sich unsern Helden und sagten, die Hinrichtung wäre bis zum Ausgang des Streites verschoben worden. Mit diesen Worten griffen sie einander an, bald waren die Lanzen zersplittert, und die Streiter griffen zum Schwerdt. Bliomberis hatte den Ritter in goldenen Waffen zum Gegner und Perceval seinen Gesellen. Der Streit dauerte lang und wurde blutig, Blanka zitterte für das Leben ihres Lieblings und ihres Freundes; sie ermannte sich und rufte mit zitternder Stimme: Halte dich tapfer, lieber Perceval. Diese Stimme verdoppelte die Kräfte unserer Helden, ihre Hiebe trafen mächti-

ger ihre Feinde, und bald streckten sie solche zu ihren Füßen.

Bliomberis flog zum Schloß, in dessen Hof er zwey Personen an einen Pfahl gebunden antraf. Seine siegreichen Hände zerbrachen ihre Bande; aber wie ward ihm, da er den unglücklichen Clodion erkannte? Denn der war es, den er rettete. Unvorsichtigkeit und Liebe hatten ihn wieder auf das Schloß zu seiner Geliebten geführt. Danain hatte sie überrascht und ihr Todesurtheil gesprochen. Er war unter Bliomberis Streichen gefallen, sein Freund Giron, war von Perceval überwunden, und Clodion und seine Geliebte wurden dem schrecklichsten Todt entrissen. Bliomberis eilte, sobald er sie befreyet, zu Perceval zurück, mit dessen Hülfe er Giron wieder zum Leben brachte. Danain starb. Clodion umarmte seine Befreyer und schwur ihre Wohlthaten nie zu vergessen; er eilte, von der schönen Maloane begleitet, ein Land zu verlassen, wo ihm so viel Widerwärtigkeiten begegnet waren, schifte sich ein und erreichte Frankreich. Unsere Helden übergaben Giron den Einwohnern des Schlosses, seine Wunden zu verbinden, und setzten ihre Reise nach Cramalot fort, wo Perceval seinen Freund zum Ritter der Tafelrunde aufnehmen lassen wollte.

Der

Der Bericht, den er dem König Artus von Bliomberis Thaten ertheilte, bewogen den Monarchen, ihm das, was er suchte, zuzugestehen. Alle Ritter gaben dem neuen Bruder, den ihnen Perceval vorstellte, ihren Beyfall. Gawin wuste selbst besser, als jeder anderer, ob er der Ehre würdig sey. Die schöne Genievre, die zärtliche Ysrült waren zu sehr Blanka's Freundinnen, als daß sie ihre Stimmen ihrem Beschützer hätten versagen sollen.

Bliomberis ward also durch eine allgemeine Einstimmung zum Ritter dieser berühmten Tafel aufgenommen, deren Ritter sämmtlich so wacker und gesittet waren. So viel Ehre machte ihn Felizien nicht vergessen; er dachte beständig an sie, und überrechnete mit Vergnügen, daß seine zwey Probejahre bis auf einen Monat nun verstrichen wären. Er erwartete die Zeit mit Ungeduld, wo er Frankreich besuchen dürfte. Tausendmal mahlte ihm seine Einbildungskraft den glücklichen Augenblick vor, wo er seine Geliebte wieder sehen würde. Ein Zufall hätte sein Glück beynahe verschoben, wo nicht gar vernichtet.

Eines Tages, als der König Artus mit seinen Damen und Rittern Hof hielt, sahe man einen Geharnischten eintreten, dessen gutes Ansehen

Hochachtung einflößte. Sein Schild ohne Wahlspruch gab zu verstehen, daß er unerkannt seyn wollte. Sein Helm war geschlossen. Er näherte sich keck dem König, grüßte ihn mit Würde und Anstand, und sagte: "Mächtiger König, das Gerücht Eures Ruhms und das Verlangen euch "und die schöne Genievre zu sehen, hat mich über "Meere aus einem entfernten Land hierher geführt. "Meine Reise reuet mich nicht. Ich habe ein "Gelübde zu erfüllen, und ich hoffe, ihr werdet "es mir nicht abschlagen. Es ist das Gelübde, "mit dem wackersten Ritter eures Hofes einen "Kampf auf Ernst zu beginnen." Bey diesen Worten stiegen Lanzelot, Tristan, Perceval, Bliomberis, Gawin, Arrodian auf, sahen den verwegenen Fremden an und verlangten sich mit ihm zu messen. Artus wendete sich zu dem Unbekannten, "Herr Ritter, sagte er, ihr sollt be"friedigt werden, wählet euch den, der euch der "würdigste scheint." Der Unbekannte war verlegen, er forderte einen Helm, und that die Namen aller der Helden hinein, schüttelte sie durch einander, und zog — Bliomberis Namen. Kaum hatte er ihn genannt, so faßte er ihn ins Auge, und beynahe schien er unzufrieden mit dem Loos, doch rüstete er sich zum Streit. Bliomberis,

den

den der verächtliche Blick verdroß, den ihm der Unbekannte bey Lesung seines Namens zugeworfen hatte, und stolz war, die Ehre der Tafelrunde zu handhaben, umarmte seinen theuern Perceval, beugte ein Knie vor Artus und gieng nach seinen Ebene. Alle Damen und Ritter begaben sich auf den Kampfplatz, ein Thron war vor Artus und Genievre aufgeschlagen; Lanzelot stand bey dieser schönen Königin; die zärtliche Ysrült weilte an Tristans Seite, und Blanka und Perceval erwarteten ungeduldig den Ausgang des Abentheuers. Die Trompeten erschollen: der Kampfplatz ward eröfnet. Auf einer Seite erschien der unbekannte Ritter, seine vergoldeten Waffen erhoben den Glanz seines Schneeweisen Rosses, auf der andern sahe man Bliomberis auf seiner Ebene, voll gutes Muths, aber bescheiden. Die beyden Ritter giengen auf einander los, sie brachen ihre Lanzen ohne sich zu erschüttern, schon blickten die fürchterlichen Schwerdter in ihren Händen, und unter ihren Hieben sprützten Schilder und Helme Funken. Verwundert über so vielen Widerstand, vereinigte Zorn sich mit Tapferkeit, ungeduldig, den Streit zu endigen, umfaßten sie sich, ihre Pferde liefen unter ihnen weg, und die beyden Paladien stürzten zur Erde: aber selbst im

Fallen

Fallen ließen sie sich nicht los; Fuß an Fuß, Brust an Brust, tönten ihre Waffen von der gewaltigen Anstrengung ihrer Kräfte: sie waren sich einander an Stärke so gleich, daß ihr Streit Ruhe und die Ringenden unbeweglich schienen. Bliomberis ward in diesem Handgemenge eine Lilie auf seines Feindes Harnisch gewahr. Dieses war genug ihm vermuthen zu lassen, mit wem er es zu thun hatte. "Groser Pharamund, sagte "er, ich bekenne mich überwunden und wenn ihr "wollt, so will ich mich vor euch niederwerfen; "aber gönnet mir die Ehre, euch widerstanden zu "haben; das ist der schönste Tag meines Lebens, "diese Niederlage ist mir rühmlicher als alle meine "Siege." Pharamund versicherte ihn seiner Freundschaft und Achtung. "Ich verlange, sagte "er, daß ihr meinen Namen nicht entdeckt. Ich "will unerkannt abreisen, zufrieden mich mit tapfersten Ritter von Artus Hof gemessen zu ha"ben. Ich werde eure Höflichkeit und Muth nie "vergessen, und um zu zeigen, wie sehr ich euch "schätze, so laßt uns unsere Schwerdter vertau"schen." Bliomberis bog das Knie vor dem französischen Monarchen, dieser umarmte ihn, wechselte sein Schwerd mit dem seinigen, setzte sich auf und floh mit verhängten Zügel davon. Wie groß

war

war das Erstaunen des Königs Artus und aller seiner Ritter, als sie den Ausgang eines Streites sahen, der sich nur mit dem Todt eines der Kämpfer zu endigen geschienen hatte. Bliomberis blieb seinem Worte treu; er vertraute niemanden als Perceval an, mit wem er gekämpft hatte, aber jedermann errieth es doch, und der bescheidene Bliomberis wuste nicht, wie er sich alle den Loberserhebungen entziehen sollte.

Die zwey Probejahre waren bald verflossen, unser Held gab die Hofnung auf, seinen Vater zu finden; zufrieden mit der Ehre, die er sich erworben, dachte er nur darauf, Artus Hof zu verlassen und seine Ansprüche auf Felizien geltend zu machen. Der treue Perceval wollte seinen Freund nicht verlassen, und Blanka, voll Ungeduld, ihn glücklich zu sehen, konnte unmöglich zurück bleiben. Alle drey schiften sich ein, und nahmen den Weg nach Tournay.

Wer kann alle die Empfindungen schildern, die sich jetzt in Bliomberis Seele drängten. Jeder Schritt näherte ihn Felizien. Furcht, Hofnung, Erwartung, Schauer, befiel ihm bey den Gedanken des ersten Wiedersehens. Er scheute sich vor ihr zu erscheinen, und Regungen zu verrathen, deren Entdeckung sie beyde auf immer unglücklich

machen

machen würde. Perceval zerbrach sich vergebens den Kopf. Glücklicher weise stand ihnen Blanka bey; die Einbildungskraft eines zärtlichen Mädchens ist in solchen Fällen erfindungsreicher und fruchtbarer, als das Genie aller Zauberer zusammengenommen. "Ich weiß, sagte sie zum verliebten Bliomberis, was hier zu thun ist. Gewiß ihr würdet euch verrathen, wenn ihr Felizien in Gegenwart ihres Vaters zum erstenmal sehen solltet, ihr müßt sie besonders sprechen, ich nehm es über mich. Sehet ihr diese Harfe in ihrem Futteral, die mein Knappe hinter sich hat? ihr müßt euch entwafnen und ihre Stelle einnehmen, bleibet in diesem Wald, und wenn es Zeit ist, will ich euch heraus lassen. Wir sind nicht weit von Tournay, eilet meinen Vorschlag auszuführen und verlasset euch auf mich." Bliomberis erstaunte über das Mittel das ihm die schöne Blanka vorschlug: er stellte ihr vor, daß es der Würde eines Ritters nicht wohl ziemte, an einen Hof, wo er jedem den Preiß streitig machen wollte, seinen Einzug in einem Harfenfutteral zu halten. "Hat sich wohl mit Ehre und Würde, erwiederte das lebhafte Mädchen; die wahre Ehre, wenn man liebt, besteht darinn, seine Geliebte zu sehen, und von ihr geliebt zu werden;

"den; und seht ihr denn, so lange wir zusammen "sind, daß ich meine Ehre in etwas anders ge- "sucht habe?" Perceval lächelte, ohne einen Einwurf zu machen, und der Liebetrunkene Bliomberis war völlig entwafnet und fertig in das Gehäuse zu kriechen. Die reizende Blanka lies alle seine Waffen auf sein schönes Pferd binden, hierauf schloß sie Bliomberis in das Gehäuse, und lies es quer über das Pferd des Knappen legen; sie hatte die Vorsicht gehabt ein Loch machen zu lassen, damit der Gefangene nicht ersticke, und sprach mit ihren eingesperrten Ritter, welcher ihr aus seinem Gefängnisse auf das lebhafteste für ihre gütige Vorsorge dankte. Blanka gebot ihm Stillschweigen, weil sie eben in Tournay einzogen. Vor dem Pallast Pharamunds war ein weitläuftiger Rennplatz, auf dem sich die Ritter übten. Auf einem marmornen Erker, von dem man den Platz übersehen konnte, saßen der König, die schöne Rosemunde, Felizie, Clodion mit seiner theuern Malvane, um die Ritter ankommen zu sehen, die sich von allen Enden versammelten, die Hand der schönen Felizie zu erwerben. Kaum waren sie in den Platz eingezogen, als Felizie ihre Augen auf Ebene warf, und ihn erkannte; sie sah ihn ohne seinen Ritter und mit einem

Bündel

Bündel Waffen bepackt; sie konnte also nichts anders vermuthen, als daß Bliomberis todt und der fremde Ritter, der hier einziehe, sein Mörder sey. Eine Todtenblässe überzog ihre Wangen; sie sank ohne Bewegung in die Arme der schönen Maloane. Pharamund, Rosemunde und Clodion bemühten sich, ihr beyzustehen, und ließen sie auf ihr Zimmer bringen. Endlich kam sie zu sich selbst, aber um Thränen zu vergießen, und ihren Schmerz noch heftiger zu fühlen, weil von allen die sie umgaben, sie ihr Leiden niemanden entdecken konnte. Begierig, ihres Unglücks gewiß zu seyn, bat sie ihren Bruder den fremden Ritter zu empfangen und ihn zu fragen, wo er herkäme und wie er hieße. Clodion hatte nicht Zeit gehabt, Perceval zu betrachten. Er begab sich mit Pharamund auf den Platz, aber wie er den schönen Ebene gewahr ward, der ihm in einer gewissen Gelegenheit so gut gedienet hatte, zitterte er für Bliomberis Leben. Er umarmte Perceval, und seine erste Sorge war, sich nach seinem Freund und Retter zu erkundigen. "Seyd ruhig, sagte ihm der Gallier, Morgen kömmt "Bliomberis; er ist in ein Abentheuer verwickelt, "das er erst bestehen will, ehe er erscheint, er hat "uns sein Pferd und Waffen anvertrauet, weil sie "ihm

"ihm dabey überflüßig sind." Ich verstehe, antwortete Clodion lächelnd, der wackere Bliomberis hat nicht immer mit Riesen zu thun, vermuthlich ist er in diesem Augenblick beschäftiget, Myrthen in seine Lorbeern zu flechten. Blanka erröthete, und um das Gespräch auf etwas anders zu lenken, ersuchte sie den Prinzen, sie zu Rosemunden zu führen, nachdem sie ihrem Knappen das Harfenfutteral heilig anbefohlen hatte. Sie begab sich zur Königin, hernach ließ sie Felizien um die Erlaubniß bitten, ihr aufwarten zu dürfen. Diese unglückliche Prinzeßin, die sich mit der grausamsten Ungewißheit quälte, ließ sie sogleich vor sich kommen. Perceval blieb bey der Königin und Clodion gab der schönen Blanka den Arm, und führte sie vor das Bett der zärtlichen Felizie.

Blanka fieng sogleich von Bliomberis, von seinen Thaten, deren Augenzeuge sie gewesen, und von den Verbindlichkeiten an, die sie ihm schuldig sey, und endigte mit der Versicherung, daß dieser wackere Ritter morgen vor Sonnenaufgang eintreffen werde. Jedes Wort gab Felizien neues Leben. Die Freude blitzte aus ihren Augen, sie stellte sich die Erzählung nicht verstanden zu haben, um das Lob ihres Liebhabers wiederhohlen zu hören. Clodion, der ihr schon die Dienste er-

zählet hatte, die ihm Bliomberis erwiesen, sprach bey dieser Gelegenheit wieder mit Wärme und Erkenntlichkeit von ihm, und die schöne Maloane stimmte ein. Die wonnetrunkene Felizie fragte Blanka nach der Ursache, welche Bliomberis zurückhielt. Clodion, der Blanka's Verlegenheit sahe, glaubte sie heraus zu ziehen, wenn er seiner Schwester zu verstehen gäbe, daß ein verliebtes Abentheuer ihn fessele, und daß dieser Held eben so sehr der Liebling der Liebe, als des Sieges sey. Vergebens suchte Blanka eine andere Wendung einem Gespräch zu geben, das für Felizien peinlich ward; aber der Schlag war schon geschehen, die Augen dieser zärtlichen Liebhaberin standen voll Thränen. Blanka, welche Zeugin der Leiden der armen Prinzeßin war, trat näher und bat einen Augenblick mit ihr allein zu seyn: Clodion und die schöne Maloane entfernten sich sogleich. Trösten sie sich, sagte sie, Bliomberis ist treu, und war es immer, er betet sie an, und sogleich soll er zu ihren Füßen seyn. Hierauf ließ sie, unter dem Vorwand, die Prinzeßin zu zerstreuen, ihre Harfe bringen. Sie gab ihr lächelnd den Schlüssel, entfernte sich, und verbot jedermann, die Prinzeßin zu stören, weil sie schlummern wolle.

Felizie öfnete das Gehäuße — und Bliomberis lag zu ihren Füßen. Ich wage es nicht, diesen Augenblick zu schildern. Ihre Augen weinten Zähren der Freude und Liebe, und die heftige Bewegung der Seele raubte ihnen die Sprache, sie sahen sich an und seufzten, sie wurden bald blaß, bald roth, und es dauerte lange, bis sie Worte und Sprache wieder fanden, um sich einander ihre Schicksale zu erzählen. Tausendmal ward diese Erzählung durch Thränen und Seufzer unterbrochen. Unterdessen wollte Rosemunde, für ihre Tochter besorgt, selbst auf ihr Zimmer gehen; ein verwünschter Streich für die beyden Liebenden! aber die vorsichtige Blanka kam ihr zuvor, und schloß Bliomberis in sein Futteral. Alles war wieder in seiner Ordnung, als die Königin mit der schönen Maloane und Clodion ins Zimmer trat. Die Königin fand ihre Tochter viel besser. Während der Unterredung ward Clodion, der auf allen Instrumenten stümperte, die Harfe gewahr, und bat sich den Schlüssel aus, um seine Geschicklichkeit auszukramen. Felizie erblaßte, aber Blanka antwortete, der Schlüssel sey verlohren, und die Harfe verstimmt. "Ich will sie stimmen, erwiederte Clodion, das Futteral mache ich "mit der Degenspitze auf. Ihr werdet meiner

"Schwester den grösten Spas machen, mein schönes "Fräulein, wenn ihr eine Romanze ihr vorsingen "wollt; ich will sie akkompagniren." Rosemunde und die schöne Maloane vereinigten sich mit Clodion. Blanka wendete jede in diesem Fall mögliche Entschuldigung ein. Felizie zitterte und sahe Blanka als die Person an, die sie allein retten könnte. Bliomberis, der alles mit anhörte, war nicht ruhiger, sein Herz schlug ihm so heftig, als einige Augenblicke vorher. Der hitzige Clodion hatte schon sein Schwerd gezogen und war im Begrif aufzumachen, als man den König anmeldete. In seiner Gegenwart muste er an sich halten. Er kam Felizien zu besuchen, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihre Krankheit nicht von Folgen sey, befahl er, sie allein zu lassen, und die Königin, Blanka, Clodion und Maloane musten ihn begleiten. Kaum war die Thür des Zimmers wieder verriegelt, als Bliomberis aus seinem Behältnisse kroch; die kleine Angst lieh dieser zweyten Zusammenkunft neue Reize. Blanka wuste es so zu machen, daß Felizie den ganzen Tag allein gelassen wurde. Sie ließ endlich ihre Harfe wieder abhohlen, und Bliomberis waffnete sich bey Perceval's Geliebten. Er wurde dem Könige mit den andern Rittern vorgestellt. Er

hatte

hatte sich wohlbedächtig mit dem glänzenden Schwerd umgürtet, das er, bey jenem Kampf an Artus Hof, von Pharamund erhielt; der Monarch erkannte es, lächelte und versicherte ihn seiner Gnade. Der junge Held begab sich zur Königin, die ihn wohl aufnahm, und von ihr zu Felizien, zu eben der Zeit, wo ihr alle Herren des Hofs aufwarteten; die Prinzeßin erröthete als sie ihn sahe, und sagte: "Ritter, man hat euch "sehr lange nicht gesehen."

Unterdessen bereitete sich alles zu dem Turnier, dessen Preiß die Prinzeßin seyn sollte. Für Pharamund und Rosemunde war ein prächtiger Thron errichtet, und Clodion und Maloane hatten ihren Platz an den Stiegen desselben. Felizie, geschmückt mit allen Diamanten der Crone, und schöner als ihr Schmuck, saß der Königin zur Seite. Der Platz war mit Gerüsten umgeben, die mit reichen Teppichen bedeckt, und von den Damen und Herren des Hofes und den verheyratheten Rittern besetzt waren. Eine ungeheure Menge Volks drängte sich an den Schranken. In der Mitte hielten ohngefähr dreyßig Ritter, die um die Hand der Prinzeßin warben. Der König hatte befohlen, daß vor Eröfnung des Turniers die Thaten eines jeden Mitwerbers sollten untersucht,

sucht, und nur die berühmtesten zugelassen werden. Das waren noch die glücklichen Zeiten, wo Treue und Glauben galten. Pharamund verlangte von jedem Ritter keinen andern Bürgen seines Ruhms, als seine eigene Erzählung, und diese Paladine wären, selbst um Feliziens Besitz nicht von der Wahrheit abgewichen. Jeder stattete dem Könige mit Bescheidenheit und Wahrheit Bericht von dem ab, was er gethan hatte. Als die Reihe an Bliomberis kam, beugte er ein Knie vor dem König, nahm sein Schwerd von der Seite, und sagte, "Sehet, großer Monarch, das einzige was mich "berechtiget um Felizien zu kämpfen. Dieses "Schwerd ward mir von dem wackersten Ritter "auf der Welt als ein Zeichen seiner Achtung ge"geben; meine andern Thaten wollen wenig sa"gen, und ich habe sie von dem Augenblicke an "vergessen, wo ich mir dieses Schwerd erwarb. "Ich verstehe euch, sagte Pharamund lächelnd; "kämpft und siegt, und meine Tochter ist die eu"rige." Bliomberis Freude war unaussprechlich. Er umfaßte die Knie des Königs, küßte Rosemunden den Saum ihres Kleides, umarmte Clodion und Perceval, und schwang sich auf seinen Ebene, durch einen Blick der Prinzeßin beseelt, und mit einem Wesen, das in ihm schon den

Sieger

Sieger verkündigte. Von dreyßig, die auf die Prinzeßin Anspruch machten, waren nur eilf Turnierfähig erkannt worden. Bliomberis war der zwölfte. Um zum Sieger erklärt zu werden, muste man seine eilf Gegner zu Boden werfen und den ganzen Tag jedem Ritter Stich halten, der Kampf begehrte. Nichts schreckte die Tapfern ab; sie bestiegen ihre Rosse, und schon blitzten ihre Lanzen von ihren mächtigen Armen erschüttert; Sie erwarteten mit heißer Begierde das Zeichen, den Kampf zu beginnen.

Die Richter theilten die Ritter in Haufen; die Trompeten erschollen; Bliomberis brach hervor wie ein Pfeil, und warf sogleich seinen Gegner darnieder. Ein anderer gieng auf ihn ein, und Bliomberis machte ihn sattelloß, ein dritter hatte ein gleiches Schicksal. Liebe und Muth funkelten aus seinen Augen; er glich dem Kriegsgott der Fabel. Felizie zitterte, und folgte ihm mit ihren Blicken. Sie wagte kaum Athem zu hohlen; nur in dem Augenblick wo Bliomberis seinen Gegner traf und besiegte, schwoll höher ihre Brust und die schönste Röthe verbreitete sich über ihre Wangen. Pharamund sah mit Vergnügen, daß sich der Sieg für Bliomberis er-

klärte. Clodion freuete sich innigst, und Perceval schwur, mit dem anzubinden, der Bliomberis überwinden würde; auch die liebenswürdige Blanka rief ihm Muth zu!

Doch dieser wackere Krieger übertraf sich selbst; ohne seine Lanze zu brechen, hatte er seine eilf Nebenbuhler zu Boden gestreckt. Man rief ihn als Sieger aus. Schon ergrif Pharamund ihn bey der Hand, ihn zu seiner Tochter zu führen, welche sich den äussersten Zwang anthun mußte, um nicht dem Ausbruch ihrer Freude zu erliegen, und sich in Bliomberis Arme zu werfen: schon lag Bliomberis zu ihren Füßen, den Preiß seines Muthes zu empfangen — — als ein Herold Stillschweigen gebot, und bekannt machte, daß ein unbekannter Ritter einen Kampf begehre. Bliomberis ergrimmte, sein Glück durch einen so unerwarteten Zufall gestört zu sehen; er lies die Hand der Prinzeßin fahren, und schwang sich wüthend auf seinen Ebene. "Wo ist er? rief er "aus, der neue Nebenbuhler, hervor!" Er kam — aber wie ward Bliomberis, als er den Ritter vom Cypressenkranz erkannte, der ihn und Perceval bey Merlins Brunnen zu Boden geworfen hatte. Sein Muth wollte ihn verlassen; ein

kalter Schauer durchbebte ihn; endlich ermannte er sich wieder. "So sey es denn! sagte er, man "muß sterben können, selbst in dem Augenblick, wo "man glücklich werden sollte!" Der Cypressenritter rückte heran; er grüßte den König und die Prinzeßin mit Anstand, und die Geschicklichkeit, mit welcher er sein Pferd lenkte, machte der zärtlichen Felizie das Blut in Adern erstarren. Perceval, der ihn ebenfalls erkannte, stürzte in den Kampfplatz, und wollte für seinen Freund streiten; er behauptete, daß er erst eine eigene Fehde mit diesem Unbekannten auszumachen habe; allein, die Kampfrichter schlugen es ihm ab, und der kühne Gallier muste sich wieder zu Blanka setzen, aber mit dem festen Vorsatz, zu sterben oder Bliomberis zu rächen, wenn er überwunden werden sollte.

Die Prinzeßin sah diesem letzten Kampf mit Zagen und Entsetzen zu; ein tiefes Schweigen herrschte in der Versammlung, und man hörte keinen Laut als den schnarrenden traurigen Ton der Trompete, die zum Kampf rief. Bliomberis sah Felizien an und empfahl sich ihr und der Liebe; er setzte sich fest auf seinen Ebene, und sprengte auf seinen Feind los. Der Stoß zweyer

donnerschwangern Wolken, vom Sturm gegeneinander geschleudert, ist nicht fürchterlicher. Die beyden Ritter prallten aus ihren Sätteln und stürzten mit ihren Pferden zu Boden. Ihre Lanzen waren zerstückt. Schnell machten sie sich bügellos, und drangen nun mit dem Schwerd auf einander ein; ein Kampf, der die beherztesten Zuschauer mit Furcht und Grausen erfüllte. Felizie erzitterte bey jedem Hieb, der auf Bliomberis Waffen fiel. Perceval ward wüthend, und konnte sich nicht mehr fassen, er wollte an seines Freundes Stelle treten. Kaum konnte Pharamund und Blanka ihn zurückhalten; sie stellten ihm vor, daß Bliomberis noch mit Vortheil fechte und sich eben so muthig vertheidige, als er angegriffen werde. Pharamunds gutes Schwerd traf mit verdoppelten Streichen auf das Schild des Unbekannten. Schon hatte es den Cypressenkranz ausgelöscht, und bey jedem Hiebe splitterten die Harnische der beyden Ritter umher. Felizie saß betäubt und hatte nur noch so viel Leben, ihren Geliebten zu beobachten. Bliomberis, der merkte, daß ihm der Sieg vielleicht entgehen könne, faßte den Entschluß ihn bis auf den letzten Athemzug zu behaupten; er wendete sich zu seinem furchtbaren Gegner. "Tapferer Ritter,

"ter, sagte er: es gilt vielleicht mein Leben, aber "ich schwöre, daß ich dir Felizien bis auf den letz-"ten Blutstropfen streitig machen werde; nur "bitte ich dich, sey so großmüthig als tapfer, und "sage mir deinen Nahmen, damit ich wisse, wer der "berühmte Ritter ist, von dessen Hand ich falle." Der Unbekannte hielt ein, und sagte: "Wacke-"rer junger Mann, ich würde mir ein Verbre-"chen aus deinem Tod machen, ich bin Palamed "und niemals . . . . ." Kaum hatte er die-ses Wort ausgesprochen, als Bliomberis sein Schwerd wegwarf, und sich zu seinen Füßen stürzte. "Ich bin euer Sohn! Bliomberis ist "es, der beynahe das Opfer euerer Tapferkeit ge-"worden wäre." Palamed nahm seinem Sohn den Helm ab, und lößte auch den Seini-gen; er umarmte ihn und drückte ihn fest an seine Brust; er benetzte sein Gesicht mit seinen Thrä-nen. "Mein Sohn, mein theurer Sohn, du "warst es also, den mein Schwerd traf, du, der mir "das Leben allein noch theuer machte." Er wen-dete sich hierauf gegen die verwunderte Ver-sammlung: "Sehet, rief er im Ausbruch der Va-"terfreude aus, sehet hier meinen Ueberwinder, "mein Sohn übertrift mich, mein Sohn, ist der "Held!"

"Held!" Auf diese Worte erscholl der ganze Platz von lautem Beyfall. Palamed stellte Pharamund seinen Sohn vor; er war stolz, sein Vater zu seyn, und verließ ihn nie wieder. Der Monarch beschloß, diesen festlichen Tag mit Feliziens und Bliomberis Verbindung, zu verherrlichen. Perceval und Blanka trennten sich nicht von ihrem Freunde, und alle waren glücklich und die Freude und Zierde von Pharamunds Hofe.

Volks-Romane.

Der immer in der Welt herumwandernde Jude, das ist: Bericht von einem Juden aus Jerusalem, mit Namen Ahasverus, welcher bey der Creutzigung Christi gewesen, und bisher durch die Allmacht Gottes beym Leben erhalten worden.

Es war im Jahr 1780, in der Leipziger Ostermesse, daß vier junge Leute von verschiedenen Nationen, vor dem Petersthore spatzieren giengen, und die Menge Fremden bewunderten, welche diese Messe herbeyzieht. Einer dieser jungen Herrn war von Dresden, der Sohn eines berühmten Rechtsgelehrten und studirte zu Leipzig; der zweyte hieß Smith, war der Sohn eines Kaufmanns zu London, hatte seine Studien zu Oxford geendigt, und reisete jetzt, um sich noch mehr zu bilden; der dritte, Herr Cambiagi, war aus Pisa im Toskanischen,

und der vierte, ein Franzose, aus Rouen gebürtig, und ein Neffe des berühmten Ourse, der fast die ganze bibliothèque bleue gedruckt hat. Die Rede kam auf die physionomischen Fragmente des Lavaters, auf die neue Ausgabe, die man davon in der Schweiz veranstaltet, und auf die Streitigkeiten, welche dieses berühmte Werk veranlaßt hatte. Der deutsche war sehr für die Physionomik eingenommen, und wettete, daß er es allen vorbeygehenden gleich an der Nase ansehn wollte, aus welchem Lande sie wären. Seine Freunde giengen die Wette ein, und er gewann sie verschiedenemal nacheinander. Er errieth nicht allein ihr Vaterland, sondern auch oft ihr Gewerbe. Endlich erblickten sie einen Mann, der sowohl nach seinen Stand, als nach seiner Nation, dem Studenten ein Räthsel blieb. Dieser Mensch gieng ziemlich geschwind, sah sich aber rechts und links, mit einem neugierigen und forschenden Wesen um, das sehr auffiel; er schien ohngefehr vierzig Jahr alt; seine Physionomie, ohne widrig zu seyn, hatte etwas eigenes und ausgezeichnetes; sein Wuchs war von mittelmäßiger Größe, und sein Aussehn stark und robust; er war wie ein guter Bürgersmann gekleidet, sauber, aber nicht

prächtig;

prächtig; unterdessen hatte er doch unter dieser Kleidung, die an sich nicht merkwürdig war, ich weiß nicht, was Fremdes und Ausserordentliches. Da unsere Wettenden über ihn nicht einig werden konnten, so beschlossen sie ihn selbst anzureden: der Deutsche that's zuerst, und sagte ganz höflich: "Mein Herr, Sie würden mir und meinen Freunden eine besondre Gefälligkeit erweisen, wenn Sie uns sagen wollten, aus welchem Lande Sie sind; wir haben darüber eine Wette mit einander eingegangen, die Sie allein entscheiden können." — "Ich bin nicht aus diesem Lande," antwortete der Fremde auf deutsch. Vous êtes dons François? fragte der zweyte: Non, Monsieur, je n'ai pas cet honneur! war die Antwort. So sind Sie ein Engländer? sagte der dritte: Auch der nicht! antwortete der Unbekannte auf gut englisch. Also ein Italiäner? setzte der Pisaner hinzu: Signor no! erwiderte der Fremde. Diese Leichtigkeit sich in allen Sprachen auszudrücken, setzte die vier Freunde in Verwunderung. Der Fremde merkte es; Ich will Ihnen sagen wer ich bin, fuhr er auf deutsch fort; ich bin von Geburt ein Jude, und Jerusalem ist meine Vaterstadt; es werden ohngefehr tausend sieben-

hundert und funfzig Jahre seyn, daß ich sie verlassen habe, um einen Spatziergang durch die Welt zu thun, der noch dauert. — Bey diesen Worten stieg folgends das Erstaunen seiner Zuhörer auf das höchste. — "Was sagen Sie uns da, mein Herr?" — Die Wahrheit! haben Sie niemals von dem herumwandernden Juden gehört? — "Allerdings!" — Nun gut, er ist es, der in diesem Augenblick die Ehre hat, Ihnen sein Kompliment zu machen! — "Sie sind der wandernde Jude? riefen alle vier; o wie glücklich sind wir, mit einem so ausserordentlichen Mann sprechen zu können, der so manches Land und so manches Ding gesehen hat! Was muß es nicht für ein Vergnügen seyn, Ihnen zuzuhören! Geben Sie uns die Ehre, diesen Abend mit uns vorlieb zu nehmen; so lange Sie in dieser Stadt bleiben, und das müssen Sie wenigstens ein acht bis vierzehn Tage thun, wollen wir Sie in Allem frey halten; es soll Ihnen an nichts fehlen; nur bitten wir Sie, uns recht viel von Ihren Reisen zu erzählen." — Meine Herren, antwortete der wandernde Jude, ich darf mich nicht so lange an Einem Orte aufhalten; es ist mir nicht länger erlaubt in einer Stadt zu verweilen,

len, als höchstens drey Tage; Dienstags Morgens bin ich hier angekommen, ich werde also Freytags wieder abreisen müssen. Doch diese kurze Zeit will ich mit Vergnügen anwenden, Ihnen so viel zu erzählen, als ich mich noch von dem erinnern kann, was mir in den siebenzehn bis achtzehnhundert Jahren, daß ich die Länder durchstreiche, zu Augen und Ohren gekommen ist. Alle Jahrhunderte mache ich die Tour von der alten Welt; denn um die neue bekümmere ich mich nicht. Uebrigens werde ich Zeit genug haben, Ihnen zu antworten, denn ich schlafe nie, und Sie können sich also Tag und Nacht einander ablösen, um mir Fragen vorzulegen, oder mir zuzuhören. Ich kann an Einem weg sprechen, ohne daß es mich angreift. Ich esse nicht, ich trinke nicht, ich kann mir aber dies Vergnügen verschaffen, wenn ich neugierig bin, zu versuchen, wie in dem Lande, wohin ich komme, die Küche bestellt ist. Ich fürchte weder Fieber, noch Seuchen, noch Indigestionen, noch sonst eine Krankheit. Ich kann nicht verwundet werden, und ältre niemals. Von dem Tage an, wo mir der Sohn Gottes auferlegte, dies irrende Leben zu führen, habe ich noch eben die Gestalt und eben die Kräfte,

die ich damals hatte. Weder mein Aussehn, noch meine Gesundheit haben die mindeste Veränderung erlitten. Ich spreche mit gleicher Leichtigkeit sowohl die Sprachen der polizirten als der wilden Völker. Ich besitze, was man hier zu Lande den Hexenthaler nennt. Sie wissen daß dies ein Gold- oder Silberstück ist, welches immer das Gepräge des Landes führt, wo ich mich befinde, und niemals fehlt, auch wenn ich es ausgegeben habe. Mit diesem Wunder-Geld bestreite ich allen Aufwand, den ich in Kleidern machen muß, und werde so weder für einen Bettler, noch für einen Reichen gehalten. Ich kleide mich, wie es die Jahreszeit und die jedesmalige Landessitte mit sich bringen. Nirgends falle ich ins Lächerliche, ohngeachtet mir überall was fremdes anhängt; aber dies erregt mehr Neugier als Widerwillen. Ich klettre, mit leichter Mühe, über die höchsten Berge; und wenn ich keine Brücke oder Fahrzeug finde, um über die Flüsse und Seen zu setzen, so schwimme ich. Nichts kann mich also in meinem Laufe aufhalten. Ich habe zu viel Lächerliches, zu viel Trauriges, zu viel Ausserordentliches gesehn, als daß ich lachen, weinen, oder mich über etwas verwundern sollte.

Alles dieses wird Ihnen wie ein Räthsel klingen, aber Sie werden es besser verstehen lernen, wenn Sie erst meine Geschichte gehört haben, die ich Ihnen von dem Augenblicke meiner Geburt an, bis in mein gegenwärtiges tausend siebenhundert und sieben und achzigstes Jahr erzählen will.

Den vier Herren behagte dieser Vorschlag des wandernden Juden ausserordentlich, und um von seinem guten Willen, ohne Zeitverlust, Gebrauch zu machen, so theilten sie sich so ein, daß sie einander im Zuhören ablößeten, und jeder das merkwürdigste aus seinem Munde aufschrieb. So giengen drey Tage und drey Nächte hin, bis endlich der wandernde Jude sich wieder entfernen muste. Die vier Freunde brachten hierauf ihre Hefte ins Reine, und jeder nahm eine Kopie in seiner Muttersprache davon, um sie in seinem Lande drucken zu lassen. Der Leipziger Studente hat die Gütigkeit gehabt, uns die Seinige mitzutheilen, und wir eilen, sie hier einzurücken.

Ich bin ein Jude, aus dem Stamm Naphthali und zu Jerusalem gebohren. Mein Name ist, **Ahasverus**, und ich erblickte den Tag im Jahr der Welt 3992, folglich sieben oder acht Jahr vor der Geburt unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi, den ich anbete und gewiß treuer und inniger verehre, als einer von euch Christen, da ich selbst ein lebendiger Beweis seiner Gottheit und seiner Macht auf Erden bin. Obgleich mein Vater nur ein schlechter Zimmermann war, so gab er mir doch eine ziemlich gute Erziehung, und ließ mich in der Geschichte unsers Volks und unsers heiligen Gesetzes unterweisen; ich las die Weissagungen der Propheten, und bemerkte viel, die augenscheinlich auf die Zukunft des Sohnes Gottes deuteten. Ich mochte ohngefehr acht Jahr seyn, und lief als ein müßiger Bube, auf den Gassen und vor den Thoren herum, als ich in einiger Entfernung von Jerusalems Mauern, einen ziemlich zahlreichen Zug von Kameelen und Sklaven erblickte, welche das Gefolge der heiligen drey Könige ausmachten, die ich sogleich für Könige an der Pracht ihrer Kleidung, und an den Kronen erkannte, die sie auf ihren Häuptern trugen. Sie schienen sehr weit, und von Morgen her zu kommen.

kommen. Zwey von ihnen waren weiß, und der dritte schwarz. In der That, ich erfuhr auch in der Folge, daß die ersten beyden aus Persien und Indien, und der letztere aus Ethiopien kam. Da ich stille stand, um sie vorbey ziehen zu sehn, so ließen sie mich durch einen Dollmetscher fragen, welches der Weg nach Bethlehem sey? weil ich eben nichts bessers zu thun hatte, und ein Vergnügen am laufen fand, so erbot ich mich, sie hinzubringen, wenn sie mich frey halten wollten. Mein Anerbieten wurde angenommen, und wir brachen auf. Ich vernahm unterwegens, daß sie zum Wegweiser einen Stern hätten, und daß sie auf die Bothschaft eines Engels sich nach Bethlehem begäben, um daselbst ein neugebohrnes Kind anzubeten, welches eines Tages, der König der Juden, und sogar der Herr der Welt werden solle. Als wir in dieser kleinen Stadt angelangt waren, sah ich sie, mit Verwunderung vor einem Stall still halten, und ihre Anbetung einem Kinde erzeugen, das erst vor wenig Tagen hier gebohren worden war und das man für den Sohn eines gewissen Josephs hielt, dessen ich mich sehr wohl erinnerte, weil ich ihn sehr oft in Einer Werkstätte mit meinem Vater hatte arbeiten sehen.

Als die drey Könige ihr Geschäfte zu Bethlehem geendiget hatten, war ich erbötig, sie wieder nach Jerusalem zu führen, aber sie ließen mir sagen, daß sie ihre Ursachen hätten, warum sie einen andern Weg wählen wollten, und ich kehrte allein nach der Hauptstadt zurück. Hier erzählte ich meinen Eltern und den Kindern von meinem Alter unaufhörlich von den drey großen Herrn aus Morgenland vor, deren Wegweiser ich gewesen war, und wie sie in Bethlehem den König der Juden in einem elenden Stalle, und in dem Kinde armer Eltern angebetet hätten. Meine Geschichte kam bald zu den Ohren unsers Königs, des grausamen Herodes. Er drang bis zur Quelle der mancherley Reden, die in der Stadt darüber geführt wurden, und erfuhr, daß sie von mir kamen. Er ließ mich sogleich vor sich rufen, und befragte mich selbst. Ich erzählte ihm ganz treuherzig alles was ich gesehen, und von den drey Weisen aus Morgenland gehört hatte. Bey dem Titel König der Juden, gerieth Herodes in einen gewaltigen Zorn, und meine Erzählung war die unglückliche und unschuldige Ursache des bethlehemitischen Kindermords, weil er hofte, daß unter ihrer Anzahl der künftge Erbe seiner Krone mit begriffen seyn sollte. Eine andere Folge meiner

Schwazhaftigkeit, war die Flucht der heil. Jungfrau und des heil. Josephs nach Egypten.

Ich will Sie nicht mit dem Leben unsers Heylandes und den Wundern unterhalten, die er that. Ich habe nicht das Glück gehabt, einer seiner Jünger zu seyn, aber ich habe einigen Predigten St. Johannis des Täufers in der Wüsten, beygewohnt, und bin Zeuge seines Todes gewesen. Sie wissen daß er eine Folge der Bosheit der Herodias, und des Eindrucks war, welchen die Grazien und Talente ihrer jungen Tochter auf den König machten. Ich erinnere mich dieses schönen Mädgens noch recht gut. Sie war schlank und wohl gewachsen, hatte sehr regelmäßige Gesichtszüge, Augen, die feurig und oft schmachtend waren, und eine schöne und geschmeidige Stimme, die sie mit vieler Kunst zu nutzen wuste, wenn sie auf der Harfe spielte und dazu sang. Sie tanzte mit einer Leichtigkeit, und formirte ihre Schritte mit einer Richtigkeit, daß ich auf allen meinen Reisen nichts dergleichen weder von dem berühmten Bayadern der Hindus, noch den Tänzerinnen der französischen und italiänischen Opern, gesehn habe. Ich war einer von den Zuschauern bey dem Feste, wo sie vor dem Fürsten tanzte. Unser Monarch, der für Entzücken ganz ausser sich gerieth, und

überdies schon verschiedene Krüge Wein von Jericho geleert hatte, gieng in seinem Enthusiasmus so weit, daß er versprach, ihr jede Gnade zuzugestehen, die sie nur verlangen würde. Wir Zuschauer erwarteten, sie um Putz, schöne Kleider, Diamanten, oder dergleichen bitten zu hören; wie groß war unser Entsetzen, als sie sich das Haupt Johannis des Täufers ausbat? Sie erhielt es, und wir verließen ganz bestürzt den Saal. Ist es nicht Schade, sagten wir, daß so viele herrliche Vorzüge, die das Glück der Welt machen sollten, Werkzeuge der Ungerechtigkeit und Grausamkeit werden müssen! — —

Ich habe den triumphirenden Einzug Jesu Christi zu Jerusalem mit angesehn; ich habe den Judas gekannt, der ihn verrieth; ich war sogar so unglücklich, sein Freund zu seyn. Ich bin Zeuge der meisten Umstände der Leidens- und Sterbensgeschichte des Heylandes gewesen, und habe als Zimmermann an dem Kreutz gearbeitet, woran der Meßias geschlagen wurde. Er muste dieses Kreutz vom Prätorio bis zu dem Kalvarienberg tragen; er schien ermüdet; selbst seine harten Wächter hatten Mitleid mit ihm, und erlaubten, daß er auf dem halben Weg ausruhen durfte. Sie hielten bey meiner Werkstatt stille, und thaten

mir den Vorschlag, ihn ein wenig niedersitzen zu lassen, und sein Kreutz tragen zu helfen. Mein unglückliches Gestirn wollte, daß ich es mit Bitterkeit ausschlug, und ihn trieb fortzugehn. Da sah mich Jesus an und sprach: "Du sollst von nun an keine bleibende Stätte haben, sondern gehn, sonder Rast und Ruhe, bis daß ich wiederkomme!" Diese Worte waren für mich ein Donnerschlag. Ich fühlte, daß es Gott selbst gewesen war, dem ich meine Hülfe versagt hatte. Gern hätte ich meinen Fehler wieder gut gemacht, aber es war nicht mehr Zeit. Simon, der Cyrener, hatte ihm schon diesen Liebesdienst erwiesen. Ich brachte den ganzen Tag in einer Bestürzung zu, die sich nicht beschreiben läßt.

Ich war noch Zeuge der ausserordentlichen Naturbegebenheiten, welche den Tod des Sohnes Gottes verherrlichten. Ich sah wie die Sonne sich verfinsterte, und die Feste der Erde bebte. Aber den andern Morgen trieb mich eine unwiderstehliche Gewalt aus meiner Vaterstadt, und ich trat meine Reisen, im ein und vierzigsten Jahre meines Alters an. Zufall und Erfahrung haben mich die besondern Bedingungen und Eigenschaften kennen gelehrt, die mit meinen Wanderungen durch die Welt verknüpft sind. Ich habe sie ih-

nen bereits erzählt, und komme jetzt auf einige Züge von dem, was mir binnen den 1740 Jahren, die ich reise, aufgestoßen ist.

Da meine erste Wanderung nur 67 Jahr betrug, so konnte ich keine so große Strecke von Ländern durchstreichen, als in den sechszehen folgenden, wo jede ein volles Jahrhundert dauerte. Ich muß aber gestehen, daß während dieses ersten Hunderts Ihrer Zeitrechnung, der gröste Theil der Welt entweder öde, oder von so rohen Völkern bewohnt war, daß, unter ihnen reisen, weder Nutzen noch Vergnügen brachte. Das interessanteste Schauspiel in der ganzen bekannten Welt, gab Rom, der Mittelpunkt jenes stolzen Reiches, das von dem einen Ende der Erde bis zum andern herrschte, oder wenigstens gefürchtet wurde. Ich habe viele Städte in ihrer Blüthe und Schönheit gesehen, die jetzt nur noch in ihren Trümmern leben, und die Ihre Gelehrten oft nicht einmal nach den Namen kennen würden, aber nie macht die Verwandlung der vormaligen Größe einen tiefern Eindruck auf mich, als wenn mich mein Weg durch das heutige Rom trägt, und ich die Menschen sehe, die an die Stelle der alten Weltbezwinger getreten sind, und jetzt über den Gräbern der Cäsarn und der großen Männer wandeln,

deren Namen und Thaten ihnen ganz gleichgültig seyn würden, wenn sie nicht das Cicerone-Handwerk nöthigte, sich darum zu bekümmern, oder der Gewinn sie trieb, in ihrem Staube zu wühlen. Das Forum ist jetzt Viehtrift, Adrians Grabmal eine Vestung, die prächtigen Gebäude deckt Schutt und Gesträuche, ihre Denkmäler liegen im Schlamm der Tiber versenkt, oder sind durch die ganze Welt zerstreut; Infuln glänzen im Capitolio; St. Peter hat Antonius Platz auf seiner Säule eingenommen, und manche Bildsäule, die ich als Nymphe oder Statüe einer vornehmen Römerin bewundert hatte, bete ich jetzt als Madonna an. Kurz der Anblick des heutigen Roms, mit dem Anblick des alten verglichen, ist so auffallend, und so unglaublich abweichend, daß, wenn ich jemals im Stande gewesen wäre, meinen damaligen bekannten, einem Seneca oder Petron, mit weissagendem Geiste ein Gemälde davon zu entwerfen, sie mich gewiß als den unsinnigsten Träumer ausgelacht haben würden. Ich habe diesen Seneca verschiedenemal gesprochen; es war ein mageres, kränkelndes Männchen, das immer mit Flüssen und Engbrüstigkeit geplagt war; unterdessen hatte er eben dieser schwächlichen Gesundheit, wie er mir erzählte, einsmal sein Leben zu verdanken gehabt.

Cali-

Caligula, der unter andern Thorheiten auch Ansprüche auf Redner-Ruhm machte, wurde bey einer Rede vor Gericht, wo Seneca sehr beklatscht worden war, so eifersüchtig auf ihn, daß er ihn umbringen lassen wollte. Zum Glück vertraute er seinen Anschlag einer von seinen Beyschläferinnen, die es ihm widerrieth. "Warum willst du einen Sterbenden tödten, sagte sie zu dem Kayser, siehst du nicht daß ihn seine Hinfälligkeit früh genug ins Grab stürzen wird?" Seneca vermogte nichts ohne Burrhus über Nero, und ganz Rom prophezeyte ihm seinen nahen Fall, als Burrhus starb. Die Folge hat diese Prophezeyung gerechfertiget. Ich kam unter Nero zuerst nach Rom. Ich habe diesen Tyrannen sehr oft gesehn, und bin Zeuge vieler seiner Thorheiten und Barbareyen, sowohl zu Rom als Neapel gewesen. Er war von mittelmäßiger Statur, hatte kastanienbraune Haare, blaue Augen, ein kurzes Gesicht, dicken Hals, dicken Bauch, dünne Beine, aber eine dauerhafte Gesundheit, die alle seine unnatürlichen Ausschweifungen nicht zerrütten konnten. In seinem Aeusserlichen sah er wenig auf Anstand, oft war sein Haar in Locken-Gebäuden aufgethürmt, und oft erschien er vor dem Volke in dem schmutzigsten Aufzuge, einen

Ober-

Oberrock umgeworfen, ein Schnupftuch um den Hals, und ohne Gurt und Schuhe. Seine Lieblingsneigung war, auf den öffentlichen Bühnen, vor dem Publikum zu singen. Ich hörte ihn zu Neapel, als ein Erdbeben kam, und das ganze Haus erschütterte; dies hinderte ihm aber nicht, seine Arie zu endigen. Er hatte viele Ritter, und fünftausend Plebejer mit derben Händen, in verschiedene Haufen eingetheilt, die sich ordentlich in den verschiedenen damals üblichen Arten des Applaudirens üben, und dann den andern den Beyfall vorklatschen musten. Während dem Singen wurde er von vornehmen und geputzten Knaben bedient, die an der linken Hand einen Ring trugen, und deren Aufseher jährlich einen Gehalt von zwanzigtausend Thaler nach hiesigem Geld bekam. So lang er sang, durfte niemand die Versammlung verlassen, unter welchem Vorwand es auch seyn mogte; daher geschah es, daß schwangere Weiber im Schauspielhaus niederkamen, oder die Zuschauer, die des Zuhörens und Applaudirens überdrüßig wurden, über die Mauern sprangen, weil die Thore verschlossen waren, oder sich tod stellten, und so hinausschaffen liessen. Er kommandirte seine Soldaten niemals selbst, sondern allezeit durch einen dritten, um sich die Stimme

nicht

nicht zu verderben. Er hatte immer seinen Singmeister zur Seite, der ihn ermahnen muste seine Lunge zu schonen, oder ein Schnupftuch vor dem Mund zu halten. Er sang erbärmlich, aber er trug, wie Sie leicht denken können, beständig den Preiß davon. Ich sah ihn in Griechenland bey den olympischen Spielen, wo er auch Ansprüche auf die Geschicklichkeit im Fahren machen wollte, und einen Wagen mit zehn Pferden lenkte. Allein die edlen Rosse fühlten nicht die Würde, sondern nur die Unerfahrenheit ihres Regierers, und schleiften ihn. Man hob ihn wieder in den Wagen, er war aber so zerschlagen, daß er für Schmerz nicht darinn bleiben konnte. Demohngeachtet wurde er gekrönt. Unter seinen Buhlschaften liebte er keine inniger, als die Poppaea. Ich erinnere mich noch mit Entzücken, von allen Eigenschaften, die ein Frauenzimmer veredeln können, mangelte ihr keine als die Tugend. Sie war die schönste Römerin ihrer Zeit, von edler Geburt, und liebenswürdig und reitzend im Umgang; sie besaß viel Witz und Verstand, und wuste unter der ehrbarsten und eingezogensten Mine, den zügellosesten Hang zu Ausschweifungen zu verbergen. Sie erschien selten im Publikum, aber stets mit halbverschleyerten Gesicht, und in ihrem

Anzug

Anzug ließ sie immer der Lüsternheit noch etwas zu errathen übrig. Der Anblick der vielen Grausamkeiten, die ich Nero verüben sah, und die Verderbniß der Sitten, die ganz Rom angesteckt hatte, würden mich daraus vertrieben haben, wenn auch nicht mein Aufenhalt an jedem Ort nur auf ein paar Tage eingeschränkt gewesen wäre. Ich irrte in den benachbarten Ländern und Pflanzstädten umher, und was ich von seinen Nachfolgern hörte, machte mich nicht begierig, wieder meine Marschrute nach Rom zu richten. Erst unter dem tugendhaften **Trajan** kam ich von neuem dahin. Ich habe Ihnen oben den **Petron** unter meinen Bekannten genannt; es war der liebenswürdigste Wollüstling, der feinste Weltmann seiner Zeit, und der, wie man mir zu Athen erzählte, mit der bewundernswürdigsten Gelassenheit starb. **Nero** hatte ihn verurtheilt, sich tod zu bluten: und **Petron** spielte mit seinem Tod; bald hielt er die Adern zu, bald öfnete er sie: seine Freunde waren zugegen, und er sprach mit ihnen nicht von einem Leben nach dem Tode, denn das glaubte er nicht, sondern von angenehmen Dingen, von den galanten Neuigkeiten des Tags, von artigen Gedichten, von Mode-Arien; und so verschied er. Es ist gewiß, daß die bekannte Satyre sein Werk

ist. Ich erwähne dieses nur, weil sie mir 1600 und einige Jahr darauf zu einem drolligen Vorfall Gelegenheit gab. Ich war 1688 zu Paris, und spatzirte in dem Garten des Pallastes von Orleans, den man gemeiniglich le Luxembourg zu nennen pflegt, als ich in der großen Allee einen Trupp Novellisten, schöner Geister oder Gelehrten gewahr wurde, die bey einer großen *) Eiche versammelt waren und sich stritten. Sie hatten eine Menge Zuhörer. Ich fragte den ersten, der mir begegnete, wer diese Herren wären? und er beschrieb sie mir als sehr geschickte und verständige Leute, denen sich's gut zuhören ließ. Ich näherte mich also ihnen, und blieb hinter ihrem Kampfe stehen. Die Rede war vom **Petron** und seiner Satyre, zu der man eben ein neues Fragment aufgefunden hatte: ein Abbe' bewies mit vielem Geschrey, daß sie ohnmöglich sein Werk seyn könne, sondern das Werk eines spätern Compilators, ohne Ge-

*) Der berühmte arbre de Cracovie, der so lange Jahre den Pariser Neuigkeiten-Krämern zum Rendez-vous diente, den aber seine Verdienste und sein Ruf nicht vor dem Beil und dem Todesurtheile haben schützen können, das, im verwichenen Jahre, ein Verschönerungs-Plan des palais d'Orleans an ihm vollstrekte. Ganz Paris war mit Pamphlets und Elegien auf den armen, alten Baum angefüllt.

Geschmack und Kenntniß seyn müsse. Ein anderer widerlegte ihn, aber so schwach, daß ich mich nicht entbrechen konnte, ein Wort darein zu reden, und den Herrn Abbe' zu überführen, daß alles für ihre Originalität spreche, und daß sie das passendste Gemälde von den Sitten der damaligen Grossen enthalte, das man nur lesen könne. "Wir wissen was sie sagen wollen, fing einer aus der Gesellschaft, mit einem spöttischen und zufriednen Wesen an, sie haben die Noten des . . . . . und . . . . . gelesen, und stützen sich auf sie, aber lernen Sie mein Herr, daß diese Satyre untergeschoben ist, und daß wir andre Gelehrte" . . . . "Gelehrte hin Gelehrte her, unterbrach ich ihn, Sie können das nicht besser wissen als ich. Ich war zu Rom als **Petron** seine Satyre versiegelt an den Kayser schickte. Sie machte gewaltiges Aufsehen, und ich habe eine der ersten Abschriften davon gehabt" —"Sie, mein Herr, Sie waren zu **Nero's** Zeiten in Rom?" — "Allerdings!" — Ha ha ha! . . ." — damit stiegen alle auf, zuckten mitleidig die Achseln, und gingen einer da, der andere dorthin. Ich ging auch meine Wege, aber mit der Zufriedenheit eines Menschen, der überzeugt ist, daß er Recht hat, wenn man ihn gleich auslacht.

Meine zweyte Reise durch die Welt füllte ganze hundert Jahre. Ich will ihnen eine einzige sonderbare Begebenheit daraus anführen. Ich war in Sina, als eine Gesandschaft von dem Kayser Marc-Aurel daselbst ankam, oder besser, als römische Kaufleute, die ein ohngefähr dahin gebracht hatte, sich für Gesandte ausgaben, um ihren Handel zu erleichtern. Sie hatten europäische Waaren bey sich, welche die Sineser bewunderten, und Instrumente und Bücher, die sie nützten, um einige nützliche Erfindungen zu vervollkommen, die sie schon kannten. Aber ohngeachtet sie sich für Gesandte eines philosophischen Kaysers ausgaben, so fanden sie doch die Sineser in der Philosophie weiter gekommen als die Römer. Es waren ohngefehr 2200 Jahre, daß Hiao das sinesische Reich beherrschte, der den Ruf eines gekrönten Philosophen besaß und von Fohi abstammte, welcher 300 Jahre vor ihm lebte, und den die Sineser aus Dankbarkeit in den Götterstand erhoben hatten. Aber Con-fu-tze, der 2000 Jahr nach Fohi kam, hatte die sinesische Philosophie in ein weit besseres Licht gesetzt, der Nation fürtrefliche Grundsätze in der Moral beygebracht, und jene Keime der väterlichen und kindlichen Liebe, und den Hang für Vaterland und Mensch-

Menschlichkeit, die wir alle mit auf die Welt bringen, in ihnen mehr auszubilden und zu befestigen gewußt. Wenn zu Rom ein philosophischer Kayser auf dem Thron saß, so war in Sina eine ganze Nation Philosoph. Die Gabe die ich habe, alle Sprachen reden zu können, setzte mich in den Stand, einige Tage diesen, nach Nangking, der damaligen Hauptstadt, verpflanzten Römern zum Dollmetscher zu dienen. Aber es war mir, aus der Ursache, die Sie wissen, nicht möglich, die ganze Zeit ihres Aufenthalts zugegen zu seyn, sondern ich wohnte nur einigen Unterredungen zwischen den Sinesern und Römern über ihre Gesetze und ihre Meinungen bey, wo beyde Nationen sich einander oft in Erstaunen setzten. Nicht, als ob sie über die Hauptsätze der Moral nicht einig gewesen wären; denn zwey erleuchtete Völkerschaften können hier nicht in ihren Meinungen getheilt seyn; sondern weil sie so sehr in der Art und Weise abwichen, wie ihre Ausübung den Menschen beygebracht werden müsse, um Friede und Einigkeit unter ihnen zu erhalten. Die Römer machten den Sinesern große Vorwürfe, und fanden, daß sie sonderlich zwey Hauptpunkte vernachläßiget hätten: Kriegskunst und Politik. Und was den gesellschaftlichen Umgang betrift, fuhren

sie fort, so müssen wir euch, mit eurer Erlaubniß, sagen, daß ihr auch hierinn stark gefehlt habt. Es giebt bey euch keinen Umgang zwischen Manns- und Weibspersonen, wenigstens zwischen solchen nicht, die nicht von einer Familie sind. Ist das nicht traurig! Und überdies macht ihr Männer untereinander so viel Umstände, und alles ist bey euch auf einen so ceremoniösen Fuß, daß man die Gedult verlieren mögte; statt daß in unserm Lande sich beyde Geschlechter ohne Zwang sprechen, und die Etikette nicht bis zu einer so lächerlichen Strenge getrieben wird . . . Ihr Herrn Römer, erwiederten die Sineser, ein Gebrauch, den man von seiner Kindheit an befolgt hat, fällt nicht schwer. Wir kennen die gepriesenen Freuden eurer gemischten Gesellschaften nicht, aber wir sollten fast glauben, daß sie die Quelle mancher Unordnungen werden, und die Verwirrung der Stände, auch die Verwirrung der Gesellschaft selbst nach sich ziehen müsse. Glücklich, wer sein Vergnügen nur im Schoos seiner Familie sucht und findet!

Aber, kann was abgeschmackterer seyn, fiengen die Römer an, als was ihr eure Litteratur nennt! Ihr habt keine Grammatik, denn ihr habt nicht ein einmal Alphabet: ihr lernt blos nach dem Gehör sprechen, und um zu lesen oder zu schreiben,

müßt

müßt ihr so viel Züge verstehen und malen, als Wörter in eurem Wörterbuch sind. Ein Menschenalter reicht bey euch nicht hin, um ein Gelehrter zu werden; und mancher, der sein ganzes Leben studirt hat, kann noch nicht so gut lesen und schreiben, als bey uns ein kleiner Bube von sieben Jahren. Warum erfindet ihr euch nicht ein Alphabet, wie das unsrige, das nur aus 24 Buchstaben besteht, aus denen man mit leichter Mühe alle Sylben und Wörter zusammensetzen kann? So, und mit Hülfe gewisser, faßlichen Regeln, würdet ihr im Stande seyn, eine Menge Bücher über alle mögliche Gegenstände zu verfassen, die jedermann kopiren und lesen könnte. Die Kenntnisse würden allgemeiner und ausgebreiteter unter euch werden, und ihr würdet über jede Materie reden und urtheilen können . . . . Und eben das wollen wir verhindern, gab ein sinesischer Weise zur Antwort; wir wollen nicht, daß Wissenschaft und Gelehrsamkeit bey uns allzugemein werden sollen. Es würde nicht allein nicht frommen, sondern vielleicht auch von gefährlichen Folgen seyn. Der gemeine Haufen braucht nur ein gewisses Maaß von Kenntnissen, das er leicht ohne Bücher erlangen kann. Unter diesen Kenntnissen verstehen wir die Grundsätze der Moral, die nicht

allein das persönliche Betragen des Bürgers ordnen, sondern ihm auch lehren, was er seiner Familie, dem Staat und seinen Nebenmenschen schuldig ist. Um den Gesetzen nachzuleben, braucht das Volk nun ihre Bekanntmachung. Wer mehr davon wissen muß, mag ohne Nachtheil, einige Jahre seiner Jugend auf Lesen und Schreiben verwenden, und wenn er so viel gelernt hat, daß er den Grund der Dinge studiren kann, so wird er auch in einem Alter seyn, wo er im Stand ist ein richtiges Urtheil davon zu fällen: statt daß ein Kind, das im siebenden Jahre schon lesen kann, und im vierzehnten alle Arten von Bücher durcheinander liest, sich den Kopf mit einer Menge Thorheiten und Ausschweifungen anfüllt, ehe es noch einen einzigen vernünftigen Gedanken gefaßt hat; es schaft sich eine falsche Philosophie, ehe es noch im Stand ist, die Regeln der wahren zu begreifen. Wir haben in unserm Lande zwey Religionen; eine für die Gelehrten, die andere für den Pöbel: aber beyde haben einerley Moral, und beyde lehren gut und gerecht seyn. Man muß die Begriffe des gemeinen Mannes nicht zu sehr erweitern, aus Furcht, daß zu vieles Vernünfteln ihn auf Abwege leitet.

Dies, meine Herren, war ohngefehr der Hauptinhalt der Unterredung, die ich zwischen dem gelehrtesten der Römer und einem Sinesischen Weisen verdolmetschen muste. Sie ist mir seit mehr denn funfzehnhundert Jahren nicht aus dem Gedächtnisse gekommen. Ich theile sie ihnen mit, weil das Gemälde der Sinesischen Denkungsart jener Zeit, zugleich das Gemälde der heutigen ist. Dieses Reich hat sich bey allen seinen moralischen und politischen Grundsätzen, so wie bey allen seinen physischen Verhältnissen erhalten, statt, daß alle andere Reiche so große Revolutionen in ihren Meynungen und Besitzungen erduldet haben.

Auf meiner Wanderung im **dritten** Sekulum, zog die berühmte Königin **Zenobia** meine vornehmste Aufmerksamkeit auf sich. Sie führte einige Zeit mit ihrem Gemahl **Odenat**, König von Pallmyra, den Titel Augusta und Kayserin des Orients: sie besiegte die Perser, unterwarf sich eine Menge Länder, hielt sich lange gegen die Macht der Römer, erlag endlich unter den Angriffen des Kaysers **Aurelian**, zierte seinen Triumph, und starb im ruhigen Privatstande zu Rom. Ich sah sie zu Palmyra, in ihrer ganzen Herrlichkeit, und besuchte sie einige Jahre darauf

zu Rom, wo ich mich vertraulich mit ihr in der Sprache ihres Vaterlandes unterhielt. Wir beteten zusammen den wahren Gott an, denn sie ehrte und übte die Religion meiner Väter.

Zenobia stammte von den **Ptolomäen** und **Cleopatern** ab. Sie hatte die Schönheit der letztern, aber ihr Betragen war weiser und züchtiger; sie gieng darinne so weit, daß sie niemals das Lager ihres Gemahls, als nur in der Absicht theilte, in der es die alten Patriarchen thaten. Ihre Gestalt war mehr edel als wollüstig, ihr Wuchs mehr majestätisch als fein und zierlich, und ihr Verstand ausgeschmückt und gebildet; sie wuste mehr als irgend eine Fürstin ihres Zeitalters, und besaß vielleicht mehr Muth, mehr Stärke der Seele, mehr Festigkeit des Karakters, und mehr Politik, als alle morgenländische Fürsten der letzten Jahrhunderte. Als **Sapor** auf den Trümmern des parthischen Reichs ein neues persisches gründete, und den schwachen **Valerian** schlug und gefangen nahm, den er zwar nicht schinden ließ, wie man ausgesprengt hat, aber doch, im kayserlichen Purpurschmucke, so oft zum Fußschemel brauchte, als er in seinen Wagen oder auf sein Pferd steigen wollte; so rächten **Zenobia** und **Odenat** die römische Erniedrigung an dem Sa-

por

por und seinen Persern, die sie zu wiederhohltenmalen schlugen. Gallian, Valerians Sohn, begieng dabey die Schwachheit, sich mit Zenobiens und Odenat's Thaten zu schmücken, und unter dem Titel eines Siegers von Persien, einen triumphirenden Einzug in Rom zu halten, unterdessen daß Sapor seines Vaters Rücken noch zum Tritt brauchte. Ich erinnere mich damals gehört zu haben, daß bey seinem Triumph einige junge Römer auf den boshaften Einfall kamen, sich seinem Wagen zu nähern, der von persischen Gefangnen umringt war, und allen diesen Gefangenen scharf unter die Augen zu gucken. Als man sie fragte, was dies bedeute? gaben sie zur Antwort: sie wollten sehen, ob unter diesen Leuten nicht der Kayser Valerian wäre? Gallian wurde über den beissenden Scherz so aufgebracht, daß er die Spötter verbrennen ließ. Odenat starb eines gewaltsamen Todes. Auf einer Jagd warf sein Neffe seinen Wurfspieß früher als der König. Dieser, dem die Kühnheit verdroß, ließ ihm sein Pferd nehmen, welches die gröste Beschimpfung bey diesem Volke war. Sein Neffe rächte sich, indem er ihn bey einem grossen Schmause ermordete. Kleinigkeiten, unbedeutende Dinge, waren immer der Hebel wichtiger Begebenheiten.

Ich

Ich habe eine Menge Beyspiele davon in meinem Leben gesehen. Ein bien humble, et très-affectionné womit sich ein Prinz an den Minister Olivarez, statt très-humble et très-obeissant unterschrieb, verursachte einen Krieg, der wenigstens 200000 Menschen das Leben kostete. Ein paar Handschuhe welche die Herzogin von Marlborough eher als die Königin von England kaufte, rettete Ludwig XIV., und ein Contretanz, den eine englische Dame den Neffen des spanischen Gesandten abschlug, rüstete im gegenwärtigen Kriege Spanien wider England. —

Nach Odenat's Tode wählte sich Zenobia zum ersten Minister den berühmten Longin, von dem wir eine so schöne Abhandlung vom Erhabenen besitzen. Es war der beredtste Mann seiner Zeit, aber alle seine Geschicklichkeit und Talente reichten nicht an die Weisheit und Staatsklugheit seiner Fürstin. Zu jener stolzen und nachdrücklichen Antwort, auf Aurelians Brief, als dieser sie in Palmyra belagerte, und keine Ausflucht mehr zur Rettung war, gab Zenobia die Gedanken, und Longin nur die Worte; ohngeachtet ihn dieser Brief Aurelians Haß und den Tod zuzog. Doch der römische Kayser machte das Schwache seiner elenden Rache wieder durch die

gütige

gütige Behandlung gut, die er Zenobien wiederfahren ließ, als sie das Kriegsglück in seine Hände lieferte. Sie zeigte, nach der Zerstöhrung von Palmyra, die sie zu einem zweyten Rom erhoben hatte, seinen Triumph, und erschien dabey zum letztenmal im Schmuck der königlichen Würde. Sie lebte nachher als Privatperson in einem schönen Landhause zu Tivoli. "Wenn ich mein Leben durchdenke, sagte sie oft zu mir, so finde ich überall Ursachen, Gott zu danken. Als Frauenzimmer war ich schön und angebetet; als Königin liebten mich meine Unterthanen, fürchteten mich meine Feinde, und schätzten mich meine Nachbarn; zahlreiche Provinzen neigten sich vor meinem Scepter, und ich führte den ersten Titel der Welt. In meinem Unglücke sah ich mich selbst von meinen Ueberwindern geehrt, und in meinem Alter genieße ich eines anständigen Auskommens, eines ruhigen Lebens, und der Süßigkeiten der Freundschaft." Ihre Töchter heyratheten in die vornehmsten römischen Geschlechte, und noch im fünften Sekulo habe ich Abkömmlinge von ihrer Familie gekannt, worunter auch Zenobius, Bischof von Florenz gehörte.

Rom konnte sich in vielen Jahrhunderten keines prächtigern Triumphs rühmen, als der war,

bey

bey welchem **Aurelian** die Königin **Zebonia** zur Schau aufführte. Ich langte im Jahr 274 an eben dem Tage in dieser berühmten Stadt an, wo er gehalten wurde. Den Anfang machten zwanzig Elephanten, vier königliche Tiger, und mehr denn zweyhundert seltne Thiere aus den nördlichen, mittäglichen und Abendländern. Ihnen folgten sechzehenhundert Gladiatoren, die den blutigen Kampfspielen im Amphitheater geweiht waren; die Schätze Asiens, die Waffen und Fahnen so vieler überwundenen Nationen, das prächtige Geräthe der Palmyrischen Königin schmückten viele Wagen. Gesandten aus den entferntesten Ländern, aus Ethiopien, Arabien, Persien, Baktrine, Indien, Sina, huldigten dem Ruf und der Macht des römischen Kaysers, und zeichneten sich durch die Pracht oder die Seltsamkeit ihrer Kleidung aus. Nach ihnen trug man die Geschenke, welche sie zu den Füßen des Monarchen gebracht hatten, und die goldnen Kronen, wodurch so viele Städte ihm ihrer Dankbarkeit versicherten. Ein langer Zug gefangener Krieger, Gothen, Vandalen, Sarmaten, Deutsche, Franken, Gallier, Syrer, Egypter, bezeugte die Siege des glücklichen **Aurelians**. Jede Völkerschaft war mit einer besondern Innschrift bezeichnet, und

man hatte mit dem Titel Amazonen, zehn Weiber der Gothen beehrt, die mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren. Der gefangene Kayser **Tetricus** erschien hierauf mit seinem Sohne in einem Purpurmantel und gallischen Beinkleidern. Aber aller Augen waren auf **Zenobien** geheftet. Man bewunderte die Schönheit dieser erlauchten Gefangenen, die unter der ungeheuern Last ihres Schmucks zu erliegen schien. Ein Sklave trug die goldene Kette, die um ihren Hals geschlungen war. Sie gieng zu Fuß vor dem prächtigen Wagen her, auf dem sie sich einsmals, im Flor ihres Glücks, geschmeichelt hatte, ihren Einzug in Rom zu halten. Vor diesem Wagen fuhren zwey noch herrlichere, der Wagen des Odenats, und der Wagen des persischen Königs. Der Triumphator selbst stand auf einem vierten, den vier Hirsche zogen, und der einem Könige der Gothen abgenommen war. Die vornehmsten des Senats, des Volks und des Heeres, beschlossen den Zug, und die Luft erscholl von Jauchzen und Freudengeschrey.

Den andern Tag war ganz Rom von den gläsernen Fensterscheiben des **Tetricus** voll; diese Bequemlichkeit, die jetzt der ärmste Bürgersmann nicht entbehrt, galt damals, wo man die Fenster

nur

nur mit vorgespanntem Pergament, Leinwand, oder in Scheiben gespaltenen Talkstein verwahrte, für ein unerhörtes Exempel des Luxus. Eben so sehr hatten sich die Zuschauer an seinen Beinkleidern geärgert. Denn schon seit Pompejus und Horazens Zeiten wurde die Tragung dieses Kleidungsstücks für ein Zeichen der Weichlichkeit oder einer schlechten Gesundheit ausgeschrien, und lange nach Trajans Jahrhundert kam es erst unter den Vornehmen und so, nach und nach, unter dem gemeinen Volk auf.

Ich habe im Jahr 1751 unter den Trümmern von Palmyra, jetzt Tadmor in der Wüsten, geweilt, und kaum die Stätte erkannt, wo einst die Blüthe der Künste und der Sitz von Zenobiens Hoheit war; der einzige Bezirk des prächtigen Sonnentempels reicht jetzt hin, die dreißig oder vierzig Familien der elenden Bewohner zu fassen, die ihre armselige Hütten unter den Ruinen seiner Herrlichkeit aufgeschlagen haben. Die Störche nisten auf ihren marmornen Colonnaden, und die Heerden des wandernden Beduinen, herbergen in ihren eingestürzten Pallästen.

Während des vierten Jahrhunderts meiner vierten Reise, waren es von neuem die römischen Kayser, welche meine erste Aufmerksamkeit auf

auf sich zogen. Ich könnte ihnen manche Anekdoten von Constantin dem Großen erzählen, die nicht immer zu seinem Ruhme sind, aber ich mag nicht das glorreiche Andenken eines Kaysers schmälern, dem die christliche Religion so viele Verbindlichkeiten schuldig ist, der sie zuerst auf den Thron brachte, und der die Lehre von der göttlichen Sendung des Meßias, durch Haltung des ersten allgemeinen Conciliums zu Nicäa gründete. Was ich Ihnen von Julian anmerken könnte, mögte zu partheyisch klingen; ich kann mich aber desto länger beym Theodos aufhalten. Ich habe diesen Kayser zweymal auf meinen Reisen gesehen, das erstemal in Orient, das zweytemal zu Mayland in der Lombardey. Sein Aeusserliches verkündigte schon einen Prinzen, der werth war, auf dem Thron der Cäsarn zu sitzen. Er liebte Pracht, Gerechtigkeit, Menschenliebe und Wohlthun. Er ehrte die Künste und Wissenschaften, allein er widmete ihnen nur die Muse, die ihm wichtigere Geschäfte übrig ließen. Seine Sitten waren lauter und rein, und er erlaubte sich nie eine Ausschweifung. Er betete seine beyden Gemahlinnen an, er ließ sich aber so wenig von ihnen, als von seinen Lieblingen beherrschen. Er war fromm und ein eifriger Christ; er schätzte die Bischöfe und

die Prälaten der Kirche, doch vermogte er mehr über die Geistlichkeit, als die Geistlichkeit über ihn: der heilige **Ambrosius** war der einzige, dessen Einfluß auf den Kayser ganz unumschränkt schien. In den Ausbrüchen seines Zorns war **Theodos** heftig und übereilt. Antiochien und Thessalonich empfanden dieses im Jahr 387 und 390, und das Ohngefähr wollte, daß ich jedesmal davon Zeuge seyn sollte. Antiochien hatte sich bey Gelegenheit einer neuen Auflage empört, und die Bildsäulen des Kaysers, und sonderlich seiner ersten Gemahlin, **Flacida**, die er ausserordentlich liebte, umgerissen und gemißhandelt. Theodos empfand dieses so übel, daß er schwur, die Stadt Antiochien und ihre Einwohner von der Erden zu vertilgen. Man war in banger Erwartung der Vollziehung dieses schrecklichen Urtheils, als ich mich dieser grossen Stadt näherte. Angst und Bestürzung mahlten sich auf jedem Gesichte ab, und doch hatte die Stadt nur erst einen kleinen Theil des drohenden Unglücks erfahren, das über ihr schwebte. Zwey kayserliche Commissarien waren zu Antiochien angelangt, und man hatte die vornehmsten Bürger eingezogen, und die Untersuchungen sollten mit noch schärferer Strenge fortgesetzt werden, als man vom Berg Libanon und aus der Wüste,

eine

eine Menge Einsiedler herbeyeilen sah, die in ihren einsamen Wohnungen das Schicksal erfahren hatten, das ihre Nachbaren drohe, und die sich bemühten, Vorstellungen zu thun, und die Strafe abzuwenden. Die beyden Commissarien sahen sich auf ihrem Zug nach dem Gerichtsplatz, von diesen frommen Büssenden umringt, die in ihrem zerrissenen Anzuge, und mit ihren blassen und abgemergelten Gesichtern, ehe Gespenstern als Menschen gleich sahen. Ich erinnere mich sonderlich eines dieser Einsiedler, der Macedonius hieß, und dazumal in grossem Ansehn stand. Er behauptete 120 Jahre alt zu seyn, war klein von Person, trug einen schneeweissen Bart, der ihm bis auf den Gürtel reichte, und gieng so zerlumpt und schmutzig einher, daß man ihn eher für einen Landstreicher als für einen Heiligen angesehen hätte. Er näherte sich stolz den kayserlichen Commissarien, erwischte den einen beym Mantel, und befahl ihnen, vom Pferd zu steigen. Man kann leicht denken, daß sie auf dieses Zumuthen eines Bettlers wenig achteten, aber als sie höreten, daß der Bettler der berühmte Macedonius sey, so verliessen sie ehrerbietig ihre Rosse, und baten sich seine Befehle aus: "Sagt dem Kayser, redete er sie an, daß er unrecht thut, eine so leichte Beleidi-

gung so hoch zu empfinden; sagt ihm, daß die zerbrochenen Statüen, nur ein fühlloses Metall, nur Marmor und Stein wären, daß aber die Menschen, die seine Grausamkeit aufs Blutgerüste liefern würde, nicht so leicht zu ersetzen sind als jene." Der Kayser, dem diese sonderbaren Auftritte berichtet wurden, und der schon durch die Vorbitte des Erzbischofs von Antiochien, etwas besänftigt war, begnadigte Antiochien.

Die Empörung zu Thessalonich endigte sich weit blutiger, und sie meine Herren, die in dem Zeitalter der Sanftmuth und Gelindigkeit leben, werden sich keinen Begrif davon machen können, daß der, welcher dieses Blutbad anordnete, der feinste, leutseeligste und weiseste von allen römischen Kaysern gewesen seyn sollte. Eine lächerliche Ursache hatte Gelegenheit zu diesem Aufruhr gegeben. Ein Kutscher oder Wagenführer des Statthalters Botherich, war so geschickt, daß er in den Cirkus-Spielen beständig den Preiß davon trug, und der Abgott des Volkes wurde. Uebrigens war er ein Taugenichts, der sich oft betrank, und in der Trunkenheit eine Menge Grobheiten und liederliche Streiche, ja die unverzeihlichsten Fehler begieng. Sein Herr, der Statthalter, ließ ihn ins Gefängniß setzen. Als das

Volk am Tag des Wettrennens, seinen Liebhaber nicht sah, wurde es wüthend, und trieb die Sache so weit, daß es des Statthalters Pallast stürmte, und sechs Magistratspersonen und den Botherich selbst umbrachte. Eine solche That verdiente allerdings eine nachdrückliche Züchtigung, aber niemals sollte ein Fürst dem Unschuldigen die Strafe des Schuldigen empfinden lassen. Theodos wuste es, aber sein Zorn, und die Anschläge des Ministers Rufin, rissen ihn hin. Er befahl, zur Sühne, des Mords des Statthalters und seiner sechs Collegen, siebentausend Thessalonicher zu tödten.

Ich war in dieser unglücklichen Stadt den Tag vorher angekommen. Ich gieng in den Straßen spatzieren, unterdessen der gröste Theil der Einwohner in dem Cirkus versammelt war, wo der Kutscher des verstorbenen Statthalters sie unterhielt, und ihnen neue Beweise seines Talentes im Fahren gab. Plötzlich brachen zwey Legionen römische Soldaten zu zwey entgegengesetzten Thoren herein; die eine sah ich gerade auf den Cirkus zu marschiren, und einen von den beyden Eingängen besetzen, die andere hatte ihrer Seits ein gleiches gethan. Auf einmal hörte ich ein erbärmliches Geschrey. Die Soldaten fielen über

die wehrlosen Bürger her, und in wenigen Stunden hatten sie 4000 Zuschauer ermordet. Noch fehlten dreytausend Leichen an der vorgeschriebenen Anzahl: die Soldaten verbreiteten sich durch die Stadt, um die Summe voll zu machen, und mezelten ohne Unterschied, was ihnen aufstieß. Ich als Fremder würde gewiß den Vorzug gehabt haben, wenn nicht die Vollziehung des Befehls des Sohnes Gottes, mein Leben vor allen Nachstellungen sicherte. Ich eilte von dem traurigen Anblick weg, und nachdem ich schnell meinen Weg durch die Gebürge von Epirus genommen und mich zu Dyrrachium am adriatischen Meere eingeschift hatte, so langte ich bald zu Ravenna an, und kam eben so geschwind nach Mayland, als der Kourier, der die Nachricht von der Vollstreckung des Urtheils überbrachte. Der Kayser befand sich damals in dieser Stadt, und der heilige **Ambrosius**, Erzbischof von Mayland, hatte nach seinem gewöhnlichen Eifer, und mit der ihm eigenen Sanftmuth und Stärke, ihm Vorwürfe über seine Strenge gegen Thessalonich gemacht.

Theodos, über den Religion und Vernunft so viel vermogten, gestand dem Erzbischof, daß ihm seine Schärfe reue. Aber der eifrige Prälat war damit nicht zufrieden; er glaubte daß eine

solche Reue nicht im Verborgenen, sondern vor aller Augen, wie die That selbst, geschehen müsse, die sie zum Gegenstand habe. An einem grossen Festtage, als Theodos in die Cathedral-Kirche treten wollte, kam ihm Ambrosius entgegen, und sagte zu ihm, in dem Ton eines Begeisterten: "Herr, wie darfst du dich unterstehen, Theil an den heiligen Geheimnissen mit Händen zu nehmen, die noch roth vom Blut der Unschuldigen sind?" Theodos führte das Exempel Davids und seine Reue an: "Du hast dich, erwiederte Ambrosius, seiner Sünde theilhaftig gemacht, sey ihm nun auch gleich in deiner Buße." Der Kayser unterwarf sich, und ich habe mit meinen eigenen Augen den großen Theodos, den Herrn der halben Welt, während meines kurzen Aufenthalts zu Mayland, vor der Kirchthür, unter den übrigen Büßenden gesehen. Aber Ambrosius ließ ihn nicht lange in dieser verdrießlichen und demüthigenden Lage; er wuste zu gut, daß man mit Fürsten die Strenge nie zu weit treiben muß. Und so endigte sich das Trauerspiel von Thessalonich.

Sie werden hier mit Recht eine Schilderung des berühmten Bischofs erwarten. Als ich ihn zu Mayland sah, war er 50 Jahr alt. Er war groß, hatte was edles und ansehn-

anſehnliches in ſeiner Figur, und lebhafte, geiſt-reiche Augen, aber einen ſanften Blick. Sein Vater bekleidete eine der erſten Reichsſtellen, und der junge **Ambroſius** ſchwang ſich durch ſeine großen Kenntniſſe und Einſichten, und durch ſeine allgemein erkannte Rechtſchaffenheit von einer Stufe zur andern, und endlich zum Erzbiſchof von Mayland, nachdem er zuvor Statthalter der Liguriſchen und mehrerer Provinzen geweſen war. Er blieb in ſeiner neuen Würde der geſchickte und feine Hofmann, ohne zu kriechen oder zu heucheln; er war edel in ſeinem Weſen und Handlungen, und von einer überzeugenden Beredſamkeit, ohne Pedant oder Schwätzer zu ſeyn; er wuſte ſich nach den Umſtänden zu ſchmiegen, ohne ſein Gewiſſen oder ſeine Ehre zu verletzen. Er wurde oft zu Staatsgeſchäften gebraucht, und er war es, der den Maximus jenſeits der Alpen zurückhielt. Sie wiſſen wohl nicht, meine Herren, daß Sie ihm die Einführung der Kirchengeſänge zu verdanken haben. Die Prinzeßin **Juſtine** war eine ſehr eifrige Arrianerin; ſie wollte den Ambroſius aus ſeiner Cathedralkirche vertreiben, dieſer weigerte ſich, blieb in ſeiner Kirche, und ſah ſich darinn von einer Menge Volks umgeben, das ihm Geſellſchaft leiſten wollte. Um zu verhüten, daß bey der Län-

ge des Aufenthalts sich nicht die Langeweile der Versammlung bemächtigte, und ihr Eifer erkalte, ließ er Hymnen singen, und nun lockte vollends der Reiz der Neuheit unzählige Mayländer in diese Kirche, und die Prinzeßin **Justine** muste ihr Vorhaben aufgeben. Ambrosius bediente sich seiner Gewalt über Theodos, um dem Heidenthum empfindliche Streiche beyzubringen. Durch seine Anschläge wurde es unter Theodos Regierung in einen so schwächlichen Zustand versetzt, daß am Ende des fünften Jahrhunderts seine Götter und Fabeln fast nur noch den Dichtern bekannt waren. Alle Beredtsamkeit des Senators **Symmach**, des Vertheidigers der ehemaligen Religion der Römer, konnte nicht den uralten Altar der Siegesgöttin im Capitol von seiner Zerstöhrung retten, und **Ambrosius** setzte der beschrienen Keuschheit der Vestalinnen die zahlreiche **Stiftung der Nonnen** entgegen. Ich war zu Alexandrien, als der dasige Bischof Theophil Befehl erhielt, alle Tempel der Götter zu zerstöhren. Man fieng bey dem prächtigen Tempel des Serapis an, den noch Alexander der Große erbaute, und der an Herrlichkeit, Größe und Schönheit kaum seines Gleichen in der Welt hatte; seine innern Wände waren mit Gold- Silber- und Kupferblechen be-

legt; in seinem Bezirk befand sich die berühmte Bibliothek, die einige Jahrhunderte darauf ebenfalls das Opfer eines Religionseifers, der Sarrazenen, so wie jetzt dieses Meisterstück der Baukunst wurde. Es war eine Sage in Alexandrien, daß die Erde sich öfnen und die ganze Maschine der Welt in ihr Nichts zurückkehren würde, wenn man es wagte, Hand an die Bildsäule des Serapis zu legen. Ich befand mich unter den Alexandrinern, die in den Tempel gedrungen waren, und in banger Neugier abwarteten, was es für einen Ausgang mit der befohlnen Zerstörung nehmen werde. Theophil befahl einem Soldaten, mit seiner Axt nach der Bildsäule zu hauen. Dieser gehorchte zitternd, und schlug unter lautem Angstgeschrey der Zuschauer ein Stück Knie herunter, das nichts weiter als verfault Holz war. Man warf es ins Feuer, nnd alle Anwesenden wunderten sich, es ruhig brennen zu sehen, ohne daß der Himmel oder die Erde die Frevelthat rächen wollten. Dieß machte beherzter, und die Reihe kam nun auch an Kopf, aus dem eine Menge Ratten sprangen, denen er so viele Jahre zum sichern Aufenthalt gedient hatte. Man verbrante darauf den Rumpf öffentlich im Amphitheater. Kein Stein des Tempels blieb auf dem andern: nur die

Grund-

Grundlagen widerstanden allen Anfällen der Zerstörer.

Luxus und Ueppigkeit ward in diesem Jahrhundert sehr weit getrieben. Die Zahl der Verschnittenen und des übrigen Gesindes der Vornehmen und Reichen zu Konstantinopel und Rom, belief sich manchmal auf zweytausend, die alle goldene Hals- und Armspangen trugen. Man fand nicht blos in den Pallästen der Fürsten, sondern auch in den Häusern der Privatpersonen, Badsäle, Portiken, lange Promenaden, weitläuftige Gärten Aquadukte; und das alles mit einem so verschwenderischen Reichthum verziert, daß oft der gute Geschmack darunter litte. Ueberall erblickte man vergoldetes Getäfel, Thüren von Elfenbein, Wände mit Marmor oder Goldblech überzogen, Parkets von Mosaik, mit Edelgesteinen besetzt, und die herrlichsten Gemälde, Statüen und Säulen, die Betten, Lagerstellen, Stühle, und selbst das schlechteste Hausgeräthe waren von Gold, Silber oder Elfenbein. Die Tische waren mit Silber beschlagen, und in Form eines halben Monds ausgeschnitten. In der Mitte dieses halben Mondes, von der die Tafel servirt wurde, stand eine goldene mit Wein, sonderlich mit Wein von der Insel Thasis, angefüllte Flasche, sechszig Pfund am Gewicht, aus der das Getränke in andre

leichtere Gefäße, zum einschenken, gegossen wurde. Bey Tische warteten blos schöne und wohlgebildete Jünglinge auf, die eben so reich gekleidet waren, als der Herr. Man speißte unter dem Klang der musikalischen Instrumente, und der Saal duftete von den köstlichen Wohlgerüchen Indiens und Arabiens. Der Putz der Damen war mit Schmuck überladen. Die Schminke war allgemein im Gebrauch, und der obere Theil der Hände mit Goldblechen bedeckt; sie trugen nicht bloß Edelgesteine in den Ohren, sondern ihr Gesicht war sogar damit eingefaßt. Sie bemühten sich um die Wette, durch den Prunk ihres Gefolgs von Verschnittenen und Sklavinnen, die Augen auf sich zu ziehn. Eine Dame vom Stande würde sich entehrt haben, wenn sie in den Straßen von Konstantinopel nur in Begleitung zweyer Bedienten hätte erscheinen wollen. Unter Theodos bediente man sich zuerst beym Reiten der Sättel, aber ohne Steigbügel; diese Erfindung folgte ein paar Jahrhunderte später.

(Die Fortsetzung im nächsten Bande.)

III.

Deutsche Romane.

Wahrhafte Beschreibung von dem grossen Helden und Herzogen HEINRICH dem Löwen, und seiner wunderbaren höchstgefährlichen Reise. 8.

(ohne Jahrzahl und Druckort.)

Nachfolgende Geschichte, welche sich mit Heinrichen dem Löwen, binnen seiner Wallfahrt nach dem heil. Lande begeben hat, wird von dem Herausgeber selbst bezweifelt und deswegen auf den ersten 10 Seiten dieselbe nach der Wahrheit beleuchtet. Wir lassen uns hierüber nicht in Streit ein, sondern schreiten gerade zur Geschichte, welche ganz in Versen und abgesezten Stanzen ist, von denen wir zuweilen nach Erforderniß einrücken werden. Es hebt sich also an:

Man sagt von starken Helden,
sie seyn zu preisen hoch;
darum so muß ich melden

von einem Herren auch,
er ist von edlen Stamme,
und ist ja lobenswerth,
von wegen großen Thaten,
führt er billig das Schwerd.

Preiß wollte er erlangen,
zog weit in fremde Land,
Ebentheuer anzufangen,
das kam ihm auch zur Hand,
wagte sein Leib und Leben,
wie ihr jezt hören werd't,
wie mann findet beschrieben,
er war von edler Art

Heinrich nahm auf seine Reise viele Ritter, Grafen und Edle mit und gieng nebst denselben zu Schiffe. Die Schiffer machten sich fertig und segelten ab,

sie fuhren Tag und Nachte,
kein Land sie trafen an;
es brachen ihre Seegeln,
sie kamen da in Noth,
groß Kummer stieß ihn'n entgegen,
jeder wünschet ihm den Tod.

Zum

Zum größten Unglück nahm ihr Proviant ab. Der Herzog hob seine Hände auf und betete zu Gott. Drauf sprach er:

Wir stehen alle blos,
Es hilfft ja hier kein Weinen,
jeder macht sich ein Loos.

Sie warfen die Loose in einen Hut und beschlossen einmüthiglich, wer das Todes-Loos ergriff, sollte

sein Leben unverdrossen,
geben dem andern anheim.

Das Loos fiel auf einen kühnen Held, der sprach:

machts wie es euch gefällt,
meinen Leib will ich euch geben
dahin zu eurer Speis,
nehmt mir nur bald mein Leben,
theilt unter euch mein Fleisch.
Ihr möcht mich braten oder sieden,
ich gebs euch herzlich gern,
Gott wolle nur behüten
unsern frommen Landesherrn;
es geh gleich über uns alle,

wir seyn klein oder groß,
ach Gott! daß ja nicht falle
auf unsern Herrn das Loos.

Der Held wurde hierauf geschlachtet und verzehrt, wie alle nachfolgende, welche das Loos traf, und es blieb endlich niemand mehr übrig, als der Herzog und ein Diener, auch diese warfen das Loos und es fiel auf den Herzog. Der Diener wollte seinen Herrn nicht töden, er nähte ihn also in eine Ochsenhaut, und legte sein Schwerdt bey ihn.

Gar bald kam da geflogen
der Vogel Greif sehr groß,
ist wahr und nicht erlogen
und auf den Herrn zuschoß,

faßte ihn mit den Klauen und trug ihn in sein Nest. Drauf flog der Greif fort noch mehr Speise zu holen. Der Herzog aber nahm sein Schwerd, schnitt sich aus der Haut, erschlug diejenigen Greife die ihn hart zusezten und stieg aus den Nest.

Mann kann noch jezt anschauen
zu Braunschweig in den Dohm,
da hängt die Greifenklauen,
die er mitbracht zum Ruhm.

Drauf

Drauf kam der Herzog in einen Wald, wo ein Löwe und ein Lindwurm mit einander stritten, und erlegte den Lindwurm mit Hülfe des Löwen. Der Kampf war sehr heftig, wie man leicht denken kann. Der Löwe voller Dankbarkeit blieb bey ihm, erlegte allerley Wild und brachte es seinem Erretter zur Speise. Doch legte der Herzog nicht alle Furcht vor dem Löwen ab, und da derselbe einst auf Raub ausgegangen war, machte er eine Horde von Holz und Reis, setzte sich drauf, und lies sie ins Meer laufen. Der Löwe kam zurück, fand den Herzog nicht, und war sehr ängstlich und grimmig. Endlich erblickte er ihn auf der Horde, schwamm derselben nach und setzte sich mit drauf. Sie fuhren Tag und Nacht. Endlich wurde ihr Proviant alle, und der Herzog war sehr besorgt, der Löwe möchte ihn selbst fressen. Alsobald, — o Wunder! — kam der Satan und brachte ihm die Post: seine Frau werde einen andern heyrathen, und ihm sein Land nehmen. Der Herzog wurde sehr traurig über diese Post. Der Satan aber versprach, ihn alsobald nach Braunschweig zu bringen, wenn er wollte der Seinige werden. Der Herzog entsezte sich davor und sprach:

So ich mein Gelübde bräche
gegen Gott, dem ewgen Licht,
ob ich gleich bin ein Herre
zu Braunschweig Hochgebohrn,
fiel ab von Gott meinem Herren,
wär ich ewig verlohren.

Der Satan sezte ihm ferner zu, und versprach ihm auch den Löwen nachzubringen. Der Herzog wehrte sich lange, endlich aber ergab er sich drein und befahl sich Gott. Der Satan trug ihn fort, vorher aber hatte er mit dem Herzog ausgemacht:

Dann will ich auch verschaffen
den Löwen an den Ort,
so ich dich finde schlafen,
nun merk wohl auf die Wort,
sodann sollt du mein eigen
in meinem Reiche seyn.

Der Satan brachte ihn glücklich an Ort und Stelle, legte ihn auf den Geiersberg vor Braunschweig, und fuhr wieder fort den Löwen zu holen. Der Herzog war sehr müd und matt, und schlief wider seinen Willen ein. Indem kam der Satan mit dem getreuen Löwen durch die Luft. Dieser sah seinen

Herrn der wie tod da lag und fing überlaut an zu brüllen.

Der Herr von solchen Schreyen
gar bald und schnell erwacht,
den Teufel thäts gereuen,
warf den Löwen, daß es kracht.

Der Herzog machte sich auf den Weg nach Braunschweig und der Löwe folgte getreulich nach. Er gieng nach der Burg und hörte das lustigste Gethöne. Er wollte hinein, aber die Trabanten und Soldaten drohten ihn zu prügeln. Er bat die Leute höflich, ihm doch die Ursachen dieser Lustbarkeit zu sagen, und sie bestätigten was der Satan schon gesagt hatte. Der Herzog gab sich zu erkennen, und lies seine Frau um einen Trunk Wein bitten. Diese lachte und sprach:

was ist das für ein Mann?
Es waren ihr seltsame Sachen,
daß er einen Löwen sollt han.

Doch schickte sie ihm einen Trunk Wein. Der Diener wunderte sich sehr und fragte den Herzog: was er vor ein Mann sey, daß er begehre von dem Wein zu trinken, der alleine für die Herzogin ge-

 höre.

höre. — Der Herzog nahm den Trauring den er vor seiner Abreise in 2 Stücken gebrochen hatte, und ihr die Erlaubniß gegeben, wenn er in 7 Jahren nicht wieder käme sich zu verheyrathen, warf ihn in Becher. Die Herzogin sah den Ring,

sie war entfärbet sehre,
bald war sie wie ein Leich,
sie dacht, es ist mein Herre,
der Herzog von Braunschweig.

Drauf muste er in den Saal kommen. Die Braut, Ritter und Edlen erkannten ihn, dankten Gott, und der Herzog setzte sich frölich und wohlgemuth zu Tisch,

wo mann ihn besser speiset,
als auf der Hordt geschehn,

Man vergaß auch des Löwens nicht. — Hierauf kam der Bräutigam, der sehr betrübt war ob dieser neuen Mähr, er sprach:

ich hab ein Wild gejagt,
ein andrer hats gefangen,
das sey ja Gott geklagt.

Der

Der Bräutigam bekam eine züchtigliche Fräulein aus Franken zum Gemahl, darüber er sehr vergnügt war und ausrief:

Vivat! Gott thu es machen,
daß wir werden bald getraut.

Drauf lebte der Herzog lange noch vergnügt mit seinem lieben Ehgemahl, bis er alt und Lebenssatt starb. Er wurde begraben,

mann legt zu ihm sein Schwerd. —
Das Grab zu sehn kann haben
(im Dome) in der Burg Braunschweig.

Jedermann trauerte sehr, und der Löwe

— — legte sich nieder
auf seines Herren Grab,
davon wollt er nicht wieder,
bis er seinen Geist aufgab.
Die Ehr that mann dem Löwen,
und legt ihn in ein Grab,
welches noch heut zu sehen
auf der Burg zu Braunschweig. —
Auf einer Säul er stehet,
zum Gedächtniß treuer That.

Ein' Greifenklau auch hanget
zu Braunschweig in dem Dohm,
mit welcher mann noch pranget,
zum Andenken und Ruhm.

Hierauf beschliest der Verfasser mit einem Wunsche für das Hohe Fürstenhaus Braunschweig und endiget die wunderbahre Geschichte.

Vlps.

IV.

Romane der Ausländer.

Das Veilchen.

Geschichte des Romans.

Es ist ein Auszug aus dem französischen Roman: Histoire du très-noble et chevaleureux prince Gerard, comte de Nevers et de Rhétel, et de la très-vertueuse, sage et belle princesse Eurian de Dammartin sa mie. Die alte Handschrift befindet sich in der Bibliothek des Duc de la Valliere, und ist von hohem Alterthum; die Ausgabe von 1725 aber, nach welcher in der Pariser Romanen-Bibliothek dieser Auszug gefertiget worden ist, scheint nicht sowohl Abdruck, als vielmehr entfernte Nachahmung dieses uralten Manuscripts zu seyn. Der Auszug ist von dem Grafen Tressan, und wir bedienen uns dieser Gelegenheit unsern Lesern bekannt zu machen, daß wir entschlossen sind, alle in der Pariser Roma-

nen-

nen-Bibliothek noch befindliche, mit so gerechten und einstimmigen Beyfall aufgenommene Arbeiten dieses würdigen Greises, die man jetzt in Frankreich, in einer eigenen Sammlung herauszugeben beschäftigt ist, Vorzugsweise vor andern, hier einzurücken.

Der Roman.

Der Graf und die Gräfin von **Nevers**, beyde mit dem königlichen Hause verwandt, kamen seltener an Hof als vormals; er, damit er sich desto eifriger mit der Erziehung ihres einzigen Sohnes **Gerards**, beschäftigen könnte; sie, um eben diese Sorgfalt auf ihre Nichte, die schöne **Ellinor** zu wenden, denn ihr Bruder, der Graf von Dammartin hatte sie auf seinem Sterbelager gebeten, ihre Mutter zu seyn. Die liebenswürdigen Kinder wurden zusammen aufgezogen: die Liebe schien sie mit Wohlgefallen von Tag zu Tag zu verschönern. Sie schwebte über den Spielen ihrer Kindheit: sie erlauschte bald den Augenblick ihnen ihren süssesten Unterricht zu geben.

Mit Vergnügen sahn die Aeltern das Einverständniß ihrer schönen Seelen, denn sie wünschten

sie

sie auf beständig zu verbinden. Gerard zeigte hohen Sinn, Muth, Leidenschaft: Ellinor schien gelassener und ruhiger zu seyn; aber sie war doch auch gefühlvoll und dabey festen Vorsatzes. Sie hatte zur Aufseherin eine gewisse alte Madam Gondree', eine Heuchlerin, geizig und im Grunde durchaus lasterhaft. Der Gräfin ließ sich nur ein Hauptfehler vorwerfen, und dieser kam aus einer Quelle, die Ehrfurcht verdient: vom Gefühl der wahren Religion durchdrungen, fiel's ihr auch nicht einmal ein, daß einer ihrer Diener die Heiligkeit seines Standes verletzen könnte. Jede Kutte, weiß, grau, oder schwarz, war in ihren Augen etwas ehrwürdiges, zog ihr volles Zutrauen an sich. Ein alter Gewissensrath, ein vieljähriger Freund von Madam Gondree', hatte sie der Gräfin vorgestellt als einen Schutzengel, der am fähigsten wäre, das Herz ihrer Nichte zur Tugend zu bilden. Die alte Heuchlerin, mit Skapulieren bedeckt und Rosenkränzen behangen, hatte sie durch ihre Andächteleyen getäuscht. Wie konnte sich's die gute Gräfin einbilden, daß sie ein Ungeheuer aufnähme und daß die unmenschliche Gondree', Mörderin von zwey Kindern wäre, die sie in ihrer Jugend gehabt und die vielleicht einstens Kutt und Kappe getragen haben würden, wenn sie gegangen wären wie

ihr Vater. — Der junge Graf von Nevers wurde zum Glück bessern Händen anvertraut. Ein alter Ritter, dem man ihn übergab, lehrte ihn nicht allein lauter Grundsätze, die seiner Herkunft würdig waren; sondern er bemühte sich auch, seine glücklichen Anlagen auszubilden, und ihn zu einem tapfern Ritter und zu einem würdigen Anführer vorzubereiten.

Indessen hatte die Natur in **Ellinor** eine so schöne Seele gelegt, daß die schlechte Erziehung, die sie bekam, ihre Tugend, ihre Bescheidenheit, ihre Unschuld nicht verderben konnte. Vergebens suchte die alte **Gondree'** ihr Vertrauen zu gewinnen; niemals konnte sie mehr erlangen als Achtung und Gehorsam. Sie war zu schlau, um nicht gewahr zu werden, daß **Ellinor** eine gewisse Abneigung gegen sie hatte; aber sie merkte auch noch viel leichter, daß ihr junges Herz von Tag zu Tag für den liebenswürdigen **Gerard** mehr empfand. "Sie wird bald die alte **Gondree'** nöthig haben, "sagte sie zu sich selbst, und dann soll sie mir wohl "von selbst näher kommen." Von Stund an gab sie sich gegen ihre Untergebene ein gewisses Ansehen von strenger Tugend und Ernsthaftigkeit; wollte **Gerarden** nicht mehr erlauben, daß er jeden Augenblick, der ihm übrig war, bey ihr zubringen

bringen durfte: so gar ihre Spiele wollte sie unterbrechen, wollte die süsse Vertraulichkeit, an die sie sich gewöhnt hatten, nicht mehr vergönnen, eine Vertraulichkeit wie sie unter Geschwistern herrscht, und ließ sie eben dadurch gar bald fühlen, daß sie sich liebten.

Gleich den ersten Tag da's **Gerarden** nicht mehr vergönnt war, des Morgens seiner lieben **Ellinor** Blumen zu bringen und mit ihr das Frühstück zu nehmen, fühlt' er sein Herz beklommen; Thränen entflossen ihm: er war zerstreut in den Lehrstunden, gab nicht auf sich Acht, war nachläßig in seinen Ritterübungen; sein Hofmeister hielt ihn für krank. **Ellinor** auf der andern Seite, als sie hörte, daß Madam **Gondree** **Gerarden** den Zutritt verbot, seufzte gar betrübt, schmollte ein wenig, ließ sich lange zum Anpuz treiben: die Blumen, die man ihr bot um sie in ihre schönen Haare zu flechten, dünkten ihr verwelkt zu seyn; es schmerzte sie als sie ihr geschicktestes Kammermädchen kämmt; eine Rose, die ihr Madam **Gondree** reichte, warf sie von sich und schrie, sie hätte sie gestochen. Die alte **Gondree** hatte die Ursache der üblen Laune ihrer Untergebenen weit leichter entdeckt, als der nicht so listige Hofmeister **Gerards**. Die üble Laune vermehrte sich noch

gegen

gegen Abend. Sehr zärtliche, zuweilen schmachtende Blicke während der Mittagsmahlzeit, hätten den beyden liebenswürdigen Kindern sagen können, daß sie beyde eben denselben geheimen Kummer empfänden: allein Gerard verstand noch zu wenig davon, um Ellinors Blicke zu seinem Vortheil zu deuten, und diese befürchtete nur, Gerard mögte ausgescholten worden seyn.

Beyde hatten eine sehr schöne Stimme: Ellinor spielte die Harfe, Gerard wußte aus seiner Zither die süssesten Töne zu ziehn und machte oft sehr gefällige Verse. Ihr gemeinschaftlicher Lehrer war ein alter Troubadour, den der Graf an seinen Hof genommen hatte; und die Gräfin hörte sie gar zu gern singen, als daß sie eine Lehrstunde, ohne ihnen zuzuhören, hätte versäumen sollen. Heute aber schlug ihnen der Troubadour vergebens einige leichte lebhafte Volksliederchen vor; weder sie noch er mogte ewas anders singen, als einige klagende zärtliche Lieder. Erst sangen sie allein jedes ein Couplet: dann blickten sie sich an und nun vermischten sich ihre Stimmen in einem Duett, welches ihnen nachher zum Refrein diente. Diese Couplets, dieses Duett, stimmten so ganz mit der gegenwärtigen Lage ihrer Seelen zusammen, daß sie beyde gleich stark bewegt wurden:

einige

einige Thränen stahlen sich von Gerards blühenden Wangen; auf Ellinors Lippen starb der Gesang und zitternd griffen ihre leichten Finger nichts als falsche Töne. — "Was habt ihr denn "heute, meine Kinder, sagte die Gräfin zärtlich "zu ihnen? — Kopfweh, klagten beyde. — "Kommt, wir wollen spatzieren gehn: lernt jetzo "nicht mehr." — Beyde standen hurtig auf, und eilten ihr zu Füssen. Die gute Mutter fühlte ihnen an die Stirnen, fand sie glühend: niemals hatten sie diese Hände mit mehrerer Zärtlichkeit geküßt. Sie stritten sich darum: und aus Zerstreuung küßte Gerard mehr als einmal auch die Hände seines schönen Mühmchens, welches weder lachte noch ihn seinen Irrthum merken ließ.

Die Gräfin wurd' es nicht gewahr; aber man kann sich leicht vorstellen, daß dem Scharfblick der alten Gondree' nichts entgehen konnte. Zufrieden mit dieser ersten Probe, fiel sie gleich den Morgen darauf noch auf eine andere. Gerard wanderte traurig zwischen einem Blumenbeet, das er selbst bebaute; sie bemerkte, daß er seine Blumen nicht mehr begoß, und daß er kaum einen flüchtigen Blick auf diejenigen warf, die sich vom Thau und von der Morgensonne entfalteten. Geschwind lief sie hinunter, um zu ihm zu kommen,

und als sie sah, daß er ihr ausweichen wollte, rief sie ihm zu: "Herr Graf, Sie verstehen sich "besser auf Blumen als ich: Ihre Muhme ver= "schmähte gestern alle die wir ihr brachten; thun "Sie mir den Gefallen und pflicken Sie heute "welche und bringen sie ihr selbst." — "Herzlich "gern" — antwortete **Gerard** und lief zu ihr und faßte sie bey der Hand; in seinen Augen glänz= te Vergnügen. Eine Hyacinthe erhob sich schön und duftend über die andern Blumen; voll und zahlreich machten sie ihre Glocken würdig, Floren selbst zu schmücken; sie war **Gerards** Freude und der Stolz seines Blumenbeets: er lief hin, sie ab= zuschneiden. — "Thun Sie's nicht! rief die Al= "te; es ist besser, Sie heben sie für die Frau Grä= "fin auf; der Geruch der Hyacinthe würde heut "für ihr Mühmchen zu stark seyn: sie hat immer "Kopfweh, das arme Kind; die ganze Nacht hat "es nicht geschlafen. — Nicht geschlafen? — "Nein, lieber Gott, nein! ich habe sogar gehört, "daß sie klagte, und als ich die Vorhänge aufziehen "ließ, waren ihre Augen ganz verwirrt. — Sehn "Sie, Madam **Gondree**, es muß etwas in der "Luft seyn, denn ich hab auch nicht geschlafen und "noch vor einem Augenblick war mir gar nicht "wohl, aber jetzt — hier rieb er sich die Stir= "ne

"ne — jetzt geht's besser: die Sonne scheint hel-
"ler als gestern Morgen; die Luft ist viel reiner
"und ich hoffe mein Mühmchen . . . . Doch ge-
"schwind, keine Zeit verlohren! Diese Bergschlüs-
"selblumen haben keinen Geruch; sie glänzen nur;
"ein schönes Weiß ist in ihren Kelchen, und in
"den Haaren meines Mühmchens werden sie stehn
"wie die Sterne am Himmel. — Indem er das
sagte, hatt' er schon einen starken Strauß gebun-
den; schon hielt er Madam Gondree' beym Arm
und zog sie fort nach **Ellinors** Zimmer: in ei-
nem Augenblick waren sie dort. — "Nun, klei-
"nes liebes Mühmchen, wie geht's? — Ach!
" . . . . aber . . . . lieber Vetter . . . .
"mich dünkt, es ist mir etwas besser; und du?
"— — Ha! ich, ich befinde mich herrlich; ge-
"wiß das schöne Wetter hat uns beyde gesund ge-
"macht; nicht wahr, Madam **Gondree'**? Es
"ist so schön! so schön! die Luft so sanft! die
"Sonne so glänzend! . . . — Hiermit zeigt'
er nach dem Fenster; aber er sah nur nach den
Rosenmund und nach den schönen Augen seines
Mühmchens. — "Wohl wahr, Vetter, sagte
"**Ellinor**; wir bekommen heut einen herrlichen
"Tag! er fängt sich so lieblich an! . . . Aber
"sagen Sie einmal, Madam **Gondree'**, fühlen

"Sie das nicht auch so wie wir? — Nicht ganz, "versetzte Madam **Gondree** lächelnd. — Sieh' "doch lieber Vetter, gefällt dir nicht Madam "**Gondree** heute? Wie so munter sie ist, so frisch! "Man sollte sie noch nicht für dreyßig Jahr alt "halten." — Mit diesen Worten lief sie zu ihr, sie zu umarmen. — "Dabey will ich auch seyn" rief **Gerard** und umarmte sie auch: so bekam die Alte zwey Küsse, welche die Liebe gewiß weit besser angebracht hätte, wäre sie nicht noch eben so schüchtern gewesen, wie das liebe Mädchen und der liebe Knabe, die sie zu fühlen anfiengen. Die Alte hatte an ihrem Gürtel ein kleines Fläschgen zum Weyhwasser von Zinn gemacht: **Gerard** lief und hohlte aus seinem kleinen Schatz ein artiges Fläschgen von Gold. — "Lieber Himmel! "sagte **Ellinor**, wie Ihnen der Kragen da so schlecht "steht! Alte Spitzen von hundert Jahren! Sie "denken auch gar nicht auf Ihren Anzug: lassen "Sie mich einen andern Kragen für Sie ma"chen." — Sie machte ihn auch wirklich von ihren schönsten Spitzen. Von der Stunde an war's bey Madam **Gondree** beschlossen, eher gefällig als streng zu seyn. Einen weisen Mittelweg zu treffen, dazu hatte sie nicht Rechtschaffenheit genug. Da sie nun aus Rache streng gewesen war,

so wurde sie jetzt nachsichtsvoll und sogar selbst Verführerin, als sie ihren Vortheil dabey sah. **Gerard** wuste so geschickt täglich eine neue Minnegabe von seinem Mühmchen zu erschmeicheln, **Elinor** fand es so natürlich, sie ihm zu gewähren, sie hatte noch ausserdem nach der Lobrede der Gräfin einen so hohen Begrif von der Tugend ihrer Aufseherin, daß sie in deren Gegenwart die ihrige für völlig sicher hielt, und Liebkosungen, die täglich lebhafter wurden, als etwas ganz unschuldiges ansah.

Die Fortschritte, die sie im Lernen machten, waren indessen eben so schnell, als der rasche Gang ihrer wachsenden Leidenschaft. Lebhafter Wetteifer belebte sie beyde gleich stark: Wunsch, zu gefallen, entsteht allemal wenn man liebt. **Gerard** wurde der vollkommenste Damoisel: **Ellinor** verband alle Talente, die eine schon vollkommene Schönheit noch zieren können; und — Dank der unermüdeten Sorgfalt der weisen Madam **Gondree** — an eben dem Tage, da **Gerard** die Würde eines Ritters erhielt, empfieng **Ellinor** von ihm den letzten Unterricht in der Liebe.

Beyde erstaunten nicht wenig über die grosse Entdeckung, die sie gemacht hatten; sie drückten sich nun eben so geschickt, als sie glücklich waren:

doch hielten sie alles geheim. Nur Madam Gondree errieth es ohne Mühe und erleichterte ihnen mehrmals Zeit und Gelegenheit, sich noch vollkommener zu machen.

Alle kleinen Geschenke, die ihr **Gerard** und **Ellinor** zu geben vermochten, hatte nun das habsüchtige Weib erschöpft: von ihrer Verbindung ließen sich neue hoffen. Deswegen gieng sie zum Grafen und zu der Gräfin; sagte ihnen, es wäre Zeit, die vorgehabte Verbindung zu vollziehen; ließ auch dabey einen Wink fallen, daß eine Offenbarung vom Himmel, die sie gehabt, sie nöthigte, ihnen die Sache dringend zu machen. — "Aber, sagte der Graf, mein Sohn ist noch sehr "jung. — Thut nichts! Sahn Sie neulich nicht, "wie er in Ihrer Heze einen Bären niederkämpf"te? Und denn fiel die Gräfin ein, ist **Ellinor** "noch nicht einmal funfzehn Jahr alt. — Nun "ja! aber sie wird's in einem Monat: haben Sie "doch auch in diesem Alter geheyrathet und sind "nicht daran gestorben." — Der Graf und die Gräfin fanden die Antworten der weisen **Gondree** unwiderleglich; und um dem Ausspruch des Himmels, den sie aus ihrem Munde zu hören glaubten, zu gehorchen, ließen sie noch an eben dem Tage **Ellinor** und **Gerard** sich verloben. Zugleich

wurden

wurden Feste und Turnire in ihren Ländern und in den Ländern der benachbarsten Fürsten ausgeschrieben, und der erste des künftigen Monats wurde zum Vermählungstage bestimmt.

Ach! er war noch fern, dieser glückliche Tag! die Zärtlichkeit und die Treue der Liebenden sollten noch mancher harten Probe ausgesetzt seyn! Es brach auf einmal eine ansteckende Seuche in der Grafschaft aus; der Graf und seine Gemahlin wurden zugleich davon befallen: alle Geschicklichkeit der Aerzte war umsonst: sie starben in den Armen ihrer Kinder.

Man denke sich **Gerards** und **Ellinors** Jammer. Zwar versüßte die Liebe die Bitterkeit der Thränen, die sie zusammen weinten: aber ihre Herzen, so zart und weich, trauerten doch über den Abschied derer, die ihnen sterbend noch den Schwur abgenommen hatten, sich zu lieben und sich ewig treu zu seyn.

Nachdem sie einige Tage hingetrauert hatten, muste **Gerard** an Hof reisen, theils um dem Könige wegen der Grafschaft Nevers in Person zu huldigen, theils auch, um von ihm, als dem Haupt seiner Familie, Genehmigung zur Verbindung mit **Ellinor** zu erbitten.

Noch niemals hatten sich die Liebenden auch nur Einen Tag verlassen: beyde konnten's nicht ohne Schaudern denken, daß sie sich auf ewige Zeit trennen sollten. Ihr Verlöbniß schloß der Verläumdung den Mund und ließ ihnen volle Freyheit, keinen einzigen Augenblick von jedem Tage zu verlieren. Madam Gondree' war auch gegen denjenigen, den sie nunmehr als ihren Herrn betrachtete, die Gefälligkeit selbst und erleichterte ihm dadurch die vortheilhafte Gelegenheit, sie aufs Schönste zu benutzen. Jeder Tag führte den glücklichen Gerard weiter, bis endlich zur Entdeckung eines gewissen Mahls, welches Ellinor immer so sorgfältig verborgen hatte, daß es selbst ihrer alten Aufseherin unbekannt war. Unter ihren Busen hatte die Natur ein Veilchen aufgedrückt. Gerard wunderte sich erst, ein Veilchen so nahe bey einer Rosenknospe zu sehn; aber bald wurde aus seiner Verwunderung noch etwas mehr. — "Ach! was thust du? — rief Elli"nor, die ihr Geheimniß verlor — böser Mann! "auch die letzte Minnegabe, die ich noch für dich "übrig hatte, auch die nimmst du mir. Was soll "ich dir nun neues geben an unserm Hochzeitta"ge? — Alles, süsses Mädchen, alles: nichts "hast du, was nicht für mich allen Reiz der Neu-

"heit hätte. Ja! ja! es ist ein herziges Veil-"chen: aber sieh! weil du mir bisher ein Ge-"heimniß daraus gemacht hast, so will ich dich drum "bestrafen. Schwöre mir, niemand soll' es sehn, "und selbst deine Mädchen sollen nie erfahren, daß "es deinen schönen Busen schmückt. — Lieber "süsser Freund, antwortete **Ellinor**, kann ich "dir wohl einen Schwur verweigern? Ja! ich "schwöre dir, ich will's so sorgfältig verbergen, "daß man von mir glauben soll, ich habe die Treue "gegen dich gebrochen, wenn jemand weiß, daß "es hier ist. —" Tausend zärtliche Tändeleyen folgten auf die Entdeckung des Veilchens; und (um **Gerarden** Gerechtigkeit wiederfahren zu "lassen) alle diejenigen, die er damals machte, dünkten ihm alle neu zu seyn.

Der zärtlichste Abschied, das feyerlichste Versprechen, sobald er den Schwur würde abgelegt haben, zurück zu kommen und die Vermählung zu vollziehn, eine unumschränkte Gewalt, die **Gerard** seiner künftigen Gemahlin anvertraute — das alles legte dem ganzen Hofe des jungen Grafen die Verbindlichkeit auf, seine Verlobte schon als Gebieterin zu betrachten: ihre Sanftmuth und Güte aber gewannen alle Herzen und erinnerten

an die Gräfin, deren Verlust noch immer beweint wurde.

Von seinen Knappen begleitet, kam **Gerard** auf das Pfingstfest nach Pont-de l'Arche, wo Ludwig VI. damals Hoflager hielt. Seiner tiefen Trauer ohnerachtet hatt' er doch ein so edles Ansehen, war er doch so schön, daß keine Dame, ledig oder verheyrathet, am Hofe war, die nicht bey sich selbst ganz leise die künftige Freundin eines so redlichen Ritters glücklich gepriesen hätte. Ludwig, der den Grafen von Nevers bedauerte, weil er ihm mit seinem Arm und mit seiner ganzen Macht in den langen Kriegen gegen seine rebellische Vasallen geholfen hatte — Ludwig freute sich den Sohn zu sehn, in welchem der Graf wieder aufzuleben schien. Er ließ ihn vor sich niederknien, nahm seine Hände in die seinigen, empfieng seine Huldigung; dann aber gab er ihm den Kuß, den der Lehnsmann von seinem Herrn empfängt, hob ihn auf, umarmte ihn zärtlich, und stellte ihn dem ganzen Hofe als einen Verwandten vor, der ihm, wegen seines Vaters, so theuer wie ein Sohn wäre.

Gerard gefiel den Rittern eben so allgemein, wie den Damen. Nur **Liziard**, Graf von Forest, ward neidisch auf ihn. Diesen Grafen schil-

dert

dert der Verf. groß, hager, tapfer, aber tückischer noch und ränkvoller als Ganelon. Gleich von diesem Augenblicke an lauert' er auf eine Gelegenheit, dem jungen **Gerard** zu schaden; aber er muste sich doch stellen, als stimmt' er in die allgemeine Bewunderung mit ein, die der schöne edle Jüngling auf sich zog.

In allen Spielen gewann **Gerard** den Preis; in allen Turniren siegte **Gerard**. Er wollte eben siegreich den Kampfplatz verlassen, als sich ihm in dem letzten Gefechte zur Ehre der Damen ein grosser langer Ritter entgegen stellte. In den ersten beyden Rennen konnte man keinen Vortheil bemerken; aber beym dritten, wozu stärkere Lanzen waren genommen worden, wurde der lange Ritter zu Boden geworfen. Weil vom Fall der Helm losgegangen war, erkannte man den Grafen von Forest, der, als ein alter Ritter sich nicht auf Kämpfe hätte einlassen sollen, die nur Uebung für die jungen waren. Der ganze Hof, vornemlich die Damen, hatten dessen ihr Gespötte und lachten, wie sie ihn da liegen sahen, indessen daß **Gerard** absprang, ihm wieder aufzuhelfen und ihm den Zügel des Pferdes, das er angehalten hatte, bot. **Liziard** ließ sich nicht merken, wie

sehr

sehr ihn das ärgerte; aber er bestärkte sich mehr als jemals in seinem gehäßigen Vorsatz.

Die Kämpfe der Ritter waren nun zu Ende, und sie legten ihre Waffen ab. Jetzt begannen die jungen artigen Damen des Hofes einen Ball und eine Art von Kampf für sich. Leichtigkeit und Reize sind ihre Waffen, die sie nur zu sicher machen, daß sie treffen werden. Doch **Gerard** siegte auch hier, wie über die Ritter. Sie fanden ihn flüchtig, galant, unermüdbar: es war ihnen so wohl in seinen Armen, wenn er sie zum Springen hob, daß sie wünschten, die Tour mögte öfter an sie kommen. Wie beneideten sie nicht sein Liebchen!

Auf den Ball folgte eine prächtige Kollazion. Menestrels und Jongleurs erschienen; der Saal erscholl von Zithern und Mandolinen und Flöten. Jeder sang in seiner Sprache; alle priesen die Liebe: verschiedene ihrer Lieder hatten Refreins, und Damen und Ritter sangen sie in Chören nach. Unter allen hatte die Königin **Gerards** Stimme unterschieden; sie unterbrach die Sänger und bat ihren junger Vetter, näher zu ihr zu kommen, und allein eine Romanze zu singen. Erröthend gehorchte **Gerhard**: er ließ sich eine Zither leihen und indem er sich näher zur Königin setzte, sang er

erst

erst ein munteres Liedchen von zwey zusammen erzogenen Kindern und ihren Spielen; malte weiter ein drittes Kind, das von jenen nicht gerufen, von sich selbst gekommen zu seyn schien, sie neue zu lehren: in einem Couplet beklagte sich das Mädchen, daß sie das Kind beym Ueberreichen einer Rose gestochen hätte; in einem andern schrie der Knabe, es hätte ihm durch einen Kuß die Lippen verbrennt; in einem dritten klagten beyde, daß sie das Kind, viel stärker als sie, nach Willkühr fortzöge, sobald es sie zugleich in seinen Armen hielte. Das Uebrige der Romanze war eine lebhafte Schilderung der Leiden und Freuden, die er und **Ellinor** schon erfahren hatten.

Alle Zuhörer waren unvermerkt um den jungen Grafen herumgetreten, weil sie seine sanfte rührende Stimme herbeyzog: er schloß nun mit einem Gesang an dieses Kind, über das er eben geklagt hatte und das er an seiner Macht, an seinen Wohlthaten, für einen Gott erkennte, voll Dankes, daß er aus seiner Hand das schönste, treuste Liebchen bekommen hätte. In dem letzten Vers der Romanze wuchs seine Stimme und die Töne seiner Zither wurden stärker und durchdringender als ers wagte, alle Schönen aufzufordern, ob sie sein Herz rühren könnten, und alle Ritter, ob sie's vermögten

mögten, sein Glück zu stören, wenn es ihnen gelin=ge, seiner Einzigen zu gefallen.

Der Königin gefiel die Ausforderung: wenige junge Schönheiten seufzten darüber; nur **Liziard** war neidisch und aufgebracht genug, um zu eini=gen Rittern zu sagen: "der **Gerard** da, fast noch "ein Kind, zeigt deutlich genug, wie wenig Erfah="rung er hat, weil er sich der Treue seines Lieb="chens so gewiß hält. Wüßt' ich, daß sie nichts "zuvor davon erführe, ich mögte wohl wetten, bin="nen acht Tagen wollte ich alles von ihr haben. — **Gerard** hörte das; sein Blut kochte: aber da die Gegenwart des Königs und der Königin ihn hinderte, daß er den Grafen nicht geradezu Lügen strafen durfte, begnügt' er sich ihm ganz leise zu sagen: — "Graf! Sie glauben zu viel von der "Kunst, zu verführen; die schlechte Meynung die "sie von den Weibern haben, macht sie auch der "geringsten Minnegabe unwürdig: ich, ich habe "Ehrfurcht für sie, habe sogar von der Tugend "und der Treue meiner Verlobten einen so hohen "Begriff, daß ich's durch Waffen und durch Wette "meiner Grafschaft gegen eine gleich viel werthe "Besitzung behaupten würde, wofern es ein Ver="wegner wagen sollte, sie ihren ersten Schwüren "untreu zu machen." — **Liziard** erröthete; aber

er war doch unverschämt genug, zu behaupten was er gesagt hatte. Nun konnte sich **Gerard** nicht länger fassen. — Graf! "sagt' er zu ihm, die "ganze französische Ritterschaft sey Zeugen daß ich "meine Grafschaft Nevers gegen die Grafschaft "Forest setze, daß Sie die Treue meiner Verlob- "ten binnen der Zeit nicht erschüttern werden, die "Sie anwenden wollen, sie zu verführen." — Es gilt! rief **Liziard** und zog seinen Handschuh: **Gerard** hatte den seinigen schon gezogen.

Diese Scene zwischen den beyden Grafen war so rasch gespielt worden, daß der König und sie keine Zeit gehabt hatten sich einer Wette zu wider- setzen, die in ihrer Gegenwart, mitten unter der Ritterschaft, an einem feyerlichen Hoflager war eingegangen worden. Der König konnte sich also nicht weigern, die Pfänder, die ihm nun die bey- den Grafen überreichten, anzunehmen: **Gerard** verband sich auch eydlich, der schönen **Ellinor** von **Liziards** dreisten Unternehmen nichts bekannt zu machen. Es ward also festgesezt: daß wenn es dem Grafen mißlänge, **Ellinor** zu verführen, er seine Grafschaft Forest verlieren sollte; könnt' er aber beweisen, daß sie ihm untreu geworden wäre, dann sollte die Grafschaft Nevers die seinige werden.

Gleich den Tag darauf reiste **Liziard** ab, von einigen Knappen begleitet, die er mit Gold und Edelsteinen reichlich beladen hatte, und nahm seinen Weg nach **Nevers**. Hier kam er des Morgens an, als **Ellinor**, im Gefolg ihrer Damen, eben aus der Messe zurück kam. Kaum wurd' er sie gewahr, so stieg er ab und näherte sich ihr mit Ehrfurcht. — "Prinzeßin, sagt' er zu ihr, "einige Geschäfte ruften mich nach Forest; ich habe "also **Gerard** versprochen, durch Nevers zu reisen, "um Sie von seiner Zärtlichkeit zu versichern und "Ihnen zu sagen, wie gnädig Ludwig und Adel= "heid ihn aufgenommen haben." — **Ellinor**, die den Grafen kennte, empfieng ihn sehr freundlich und bat ihn, er mögte jetzt ausruhn, dann aber mit ihr zu Mittag essen. Ein Wörtchen zu einem ihrer Vornehmsten ganz leise gesagt, war für diesen ein Befehl, den Grafen in ein besonderes Hotel zu führen und es ihm da eben so angenehm als bequem zu machen. Hier kleidete sich **Liziard** prächtig an; dann giengen sie zusammen nach **Gerards** Pallast, wo die schöne **Ellinor** schon als Gebieterin verehrt wurde. Schall von Hörnern kündigte ein Fest an, als **Liziard** hineintrat: **Ellinor** machte dabey die Wirthin mit solcher Anmuth, daß **Liziard** in der That ein

sehr böses Herz haben mußte, um nicht würklich davon gerührt zu werden und sich mehr mit Gewinnung einer Grafschaft zu beschäftigen, als mit den Wünschen, die sie einzuflößen gemacht war.

Als sie von der Tafel aufstanden, sagt' er zu ihr: — "Erlauben Sie, daß ich einen geheimen Auftrag ausrichte, den mir **Gerard** gegeben hat .... Herr Graf, gab **Ellinor** bescheiden zur Antwort, wie ich jetzt mit ihm stehe, darf ich alles von ihm anhören: allein ich "habe kein Geheimniß für Madam **Gondree** "und kann und will nicht anders mit Ihnen reden als in ihrer Gegenwart." — **Liziard** warf einen Blick auf die Alte und erkannte sie für eine alte treue Dienerin bey seinen ehemaligen Liebschaften: ein Wink mit den Augen, den sie ihm auch wieder gab, machte ihm Muth, sich in ihrem Beyseyn zu erklären. Er fieng an mit einer Menge von allgemeinen Förmelchen, daß es ihn in **Gerards** Abwesenheit so zu ihr hinzöge, und schloß damit, daß er ihr Herz und Hand anbot. **Ellinor** — sie war von Natur lustig — lachte nur darüber, und sagte zum Grafen, sie könnte diese Erklärung für nichts anders als einen schlechten Spas halten: doch wunderte sie sich, daß er auf eine solche Art mit ihr scherzte. Weit

entfernt, sich damit abfertigen zu lassen, bekräftigte Liziard alles was er zu sagen gewagt hatte durch heuchlerische Thränen und durch die heiligsten Schwüre, die seiner boshaften Seele gar nichts kosteten. Jetzt nahm es Ellinor in einem sehr hohen Ton, stellte ihm vor, wie abscheulich treulos er an Gerard handle und gab ihm sogar zu verstehn, sie würde ihn gar bald zur Reue darüber zwingen, wenn sie nicht befürchtete, sie beyde aufs Aeusserste zu treiben. Liziard sah nun wohl, daß Ellinor zu treu, zu fest in ihren Grundsätzen war, als daß er hoffen könnte, sie zu verführen. Ihm blieb nichts übrig, als eine geheime Unterredung mit der Alten, zu welcher er noch Gelegenheit suchte. Der übrige Tag und die Abendmahlzeit vergiengen unter feyerlicher Ernsthaftigkeit von beyden Seiten. Eben als Liziard fortgehen wollte, sagte ihm ein zweyter Wink von Madam Gondree', daß sie mit ihm zu reden hätte.

Die alte Gelegenheitmacherin, die aus Erfahrung wuste, daß Liziard, um seine Absichten zu erreichen, bis zur Verschwendung freygebig war, spähte einen Augenblick aus, wo sie ihn auf die Seite ziehen konnte. — "Ich sehe, sagte sie zu ihm, "daß Sie Ellinor lieben, und Sie haben Recht.

Noch

"Noch niemals hab' ich Ihnen ein artiger Mädchen verschaft: aber ich kenne auch ihre spröde "Tugend zu gut, als daß ich's wagen sollte, Ihnen Zutritt bey ihr zu versprechen, es wäre denn "durch Ueberraschung. Ihr Badezimmer stösset "an das meinige, wo ich sie wohl verbergen kann; "allein dieses Mittel ist doch noch nicht ganz sicher; "denn sie ist so lächerlich bescheiden, daß sie sich "immer einschließt, und daß weder ich noch irgend eine ihrer Kammerweiber sie ein ander "Hemd haben anziehn sehn. Ich denke immer, "sie hat einen verborgenen Fehl . . . . Desto "besser, unterbrach sie Liziard. Ich wollte, sie "hätte irgend ein verborgenes Mahl und daß ichs "sehen könnte; mehr als das verlangte ich gar "nicht. — Das brachte ihn auf die Erzählung der eingegangenen Wette, und er versprach "ihr ein schönes Landgut mit einer grossen Summe Geldes, wenn sie machen könnte, daß er sie "gewänne. — Lassen Sie mir nur Zeit, mich zu "besinnen, antwortete sie ihm: stellen Sie sich "krank und geben Sie noch nicht die Hofnung auf; "morgen Abend sollen Sie mehr erfahren."

Liziard begab sich nun zu seinem Wirthe und klagte über Kopfweh. Tags darauf ließ er sich bey Ellinor entschuldigen, daß er ihr nicht auf-

 warten

warten könne. Sie war darüber sehr erfreut, denn sein Besuch und seine Unterhaltung, eins mißfiel ihr so sehr als das andere. Den ganzen Tag über lief sie mit ihren Damen und Herrn im Garten umher und kam erst gegen Abend ein wenig müde zurück.

Madam **Gondree** trocknete ihre schöne Stirne; und indem sie mit der Hand über ihren Nacken von Elfenbein hinfuhr, fühlte sie daß er ein wenig feucht war. Sie ließ geschwind frische Wäsche bringen, und **Ellinor** schloß sich wie gewöhnlich in einem Kabinetchen ein, um sich da weiß anzuziehn. Als sie wieder herauskam, machte ihr Madam **Gondree** zärtliche Vorwürfe über diese zu weit getriebene Bescheidenheit. **Ellinor** lachte anfangs nur darüber: aber als Madam **Gondree** würklich darüber betrübt schien; daß sie binnen einer vierjährigen Aufsicht ihr Vertrauen noch nicht hätte gewinnen können, als die alte Matrone sogar Thränen vergoß, die ihr, wenn sie nur wollte, zu Gebote standen, da konnte ihr gutes Herzchen nicht widerstehn. Sie umarmte die Alte, wischte ihr die Thränen ab.— "Nicht doch! sagte sie zu ihr, "keinen ungerechten Verdacht, meine gute Mutter! "Ich habe nichts weniger als Mißtrauen gegen "Sie: aber Sie wissen, was Schwur sagen will,

"Sie

"Sie wissen auch, wie theuer mir Gerard ist. "Nun sehn Sie! Ich merke, Sie werden das für "etwas Kindisches halten, was mir die Liebe heilig "macht; aber ist nicht alles einem ganz zärtlichen "Herzen heilig? Muß ich nicht einem so theuren "verlobten das kleinste Versprechen halten? wissen "Sie also ... Hier gestand sie ihr treuherzig, daß Gerard ein gewisses Mahl entdeckt hätte und was sie ihm dabey hätte schwören müssen; nur wie das Mahl beschaffen wäre, das sagte sie nicht.

Madam Gondree war viel zu fein, um noch mehr mit Fragen in sie zu dringen! sie stellte sich vielmehr, als billigte sie den Schwur sowohl als dessen unverbrüchliche Beobachtung. — "Sie ha- "ben Recht, sagte sie zu ihr; unter zwo Personen, "die bis ins Grab vereiniget bleiben sollen, wird "die geringste Tändeley bedeutend, wenn sie das "süsse Vertrauen, das sie sich schuldig sind, stören "kann." — Indem sie das sagte, nahm sich das alte böse Weib schon vor, was ihr Ellinor eben entdeckt hatte, zu benutzen. Sie legte auf der Stelle einen abscheulichen Plan an, und da sie voraus sah, daß er leicht auszuführen seyn würde, schrieb sie dem Grafen in einem Billet, er sollte mit Einbruch der Nacht zu ihr kommen. Sie nahm die Zeit in acht, um Ellinor zu überreden,

daß ein Bad sehr gut für sie seyn würde, um sich von ihrer Müdigkeit zu erhohlen. Dieses ließ sie auf den Abend zurecht machen und weil sie wußte, daß Ellinor sich nach ihrer Gewohnheit einschliessen würde, machte sie eine kleine Oefnung in die Breterwand, durch welche das Badezimmer von dem ihrigen abgesondert war. In der Dämmerung kam der Graf, in einen grauen Mantel wohl verhüllt und sie verbarg ihn in einen grossen Schrank.

Weit entfernt, von der abscheulichen Verrätherey, die sich gegen sie anspann, das mindeste zu ahnden, kam Ellinor Abends gegen acht Uhr auf das Zimmer der theuern Gondree', wo sie ihre Mädchen zum Theil auskleideten; dann gieng sie, wie gewöhnlich, ganz allein ins Badezimmer, wo sie, in der Meynung, vor unbescheidenen Blicken sicher zu seyn, sich vollends entkleidete und ganz nackt ins Bad stieg. Gondree' ließ die Kammermädchen fortgehen, mit dem Befehl, sie sollten in einer Stunde zur Aufwartung wiederkommen. Nun zog sie den Grafen aus seinen Schrank heraus und stellte ihn so, daß er die Reize ihrer Pflegbefohlnen nach Muße beschauen konnte. Schön war Ellinor wie die Göttin der Liebe als sie dem Meer' entstieg; und doch wurde der tückische, habsüchtige Graf von dem entzückenden Anblick kaum

bewegt:

bewegt: der Böſewicht war nicht einmal, Begierden zu haben, werth. Ihn beſchäftigte nichts als das Anſchaun des niedlichen Veilchens, das **Ellinor** unter ihrem Buſen trug; um es deſto beſſer zu merken, zeichnet' er es ab: die alte **Gondree** bekam eine Umarmung und zugleich die Erneuerung ſeiner Zuſagen. Er eilte aus dem Pallaſt wieder in ſeine Wohnung, ließ hurtig ſeine Pferde ſatteln und noch vor Tag war er unterwegs nach Hofe. Man wunderte ſich nicht wenig, ihn noch vor Ablauf der Wettfriſt wieder zu ſehn. **Gerard** glaubte ganz gewiß, **Liziard** wäre von **Ellinor** abgewieſen, in der Abſicht zurückgekommen, um ſich mit ihm auf irgend eine Art zu vergleichen. Allein er erſtaunte nicht wenig, als **Liziard**, vermeſſener als jemals, öffentlich ſagte, er habe die Grafſchaft Nevers gewonnen, kaum zwey Tage ſeyen dazu nöthig geweſen; und er bitte den König zu befehlen, daß **Ellinor** an Hof kommen müſſe, um da überwieſen zu werden, nach welchem geringen Widerſtand ſie ihn glücklich gemacht hätte. **Gerard** hatte ihn ſeit ſeiner Rückkunft von Nevers vergebens aufgeſucht, um ſich mit ihm zu ſchlagen; der Feige war immer ausgewichen: erſt in Gegenwart des Königs konnt' er ihn endlich finden. Man denke ſich ſein Erſtaunen und ſeinen

Unwillen, als er den Grafen behaupten hörte, er habe die Grafschaft Nevers gewonnen! Es war jezt nicht mehr Zeit zum Kampf; erst über die Wette mußte geurtheilt werden.

Gerard fühlte den gerechtesten Unwillen; und in der Gewißheit, daß Liziard würde beschämt werden, nahm er den Vorschlag an, an Ellinor einen Knappen zu schicken, der ihr weiter nichts sagen sollte, als dieses, daß sie die Königin bäte, an ihren Hof zu kommen, und daß es wahrscheinlich deßwegen geschähe, um da ihre Vermählung mit Gerard zu feyern, der dem Könige das Versprechen nicht zu schreiben, geben mußte. Der edle biedre Gerard gehorchte auch treulich und zwar um desto leichter, da er sich für sicher hielt, daß ihm das Veilchen dazu dienen würde, den Grafen von Forest seiner Unwahrheit zu überführen.

Weil indessen der König Gerards Unwillen, den er nicht verbergen konnte, wahrnahm, gab er beyde, ihn und Liziard zwey der Vornehmsten des Reichs in Verwahrung, bis über die Wette ein Urtheil gefällt seyn würde.

Ellinor nahm den Knappen und seine Botschaft mit der lebhaftesten Freude auf; und gleich den folgenden Tag war sie schon auf der Reise, auf einem schönen Rosse mit einem standesmäßigen

gen Gefolg. Die abscheuliche Gondree' stellte sich über ihre Abreise sehr betrübt; aber als ihr Ellinor antrug, sie zu begleiten, entschuldigte sie sich mit ihrem Alter und mit ihrer Schwächlichkeit.

Im reichsten Schmuck, durch die frohe Erwartung ihren Verlobten wieder zu sehn verschönert und belebt durch die Hofnung, ihm in Gegenwart eines glänzenden Hofes ihre Hand zu geben, richtete die schöne Ellinor ihre Reise so ein, daß ihr an dem Morgen des Tages, da sie in Paris ankommen sollte, nur noch eine Meile zu machen übrig war. Ihr Führer hatte Befehl, sie in den königlichen Pallast zu bringen und unter allgemeinem Zujauchzen aller die sie sahn, kam sie dahin. Sie wurde gleich vor den König, von seinen Pairs umgeben, gelassen: doch wunderte sie sich nicht wenig, daß man sie nicht gleich zur Königin geführt hätte. Eben so sehr wunderte sie sich auch, den Grafen von Nevers nicht zu sehn und ohnerachtet der gnädigen Aufnahme des Königs, ohnerachtet der Lobsprüche, mit welchen er ihre Schönheit erhob, flossen ihre Augen von Thränen über.

Die Leibwache ließ nun, nach erhaltenem Befehl, den Grafen von Nevers und Forest hinein, begleitet von den beyden Baronen, die sie in Verwahrung gehabt hatten. Die Wette der beyden

Grafen wurde öffentlich abgelesen, als hätte sie die Kraft eines Vergleichs, vermöge der Gesetze der Ritterschaft, welche einem jeden Worte unter Rittern diese Eigenschaft beylegten, wenn von beyden Seiten Pfand ausgeliefert worden war.

Tugend macht Muth. Unwillig rief Ellinor — "Gerard, wie konntest du dich entschlies"sen, den guten Namen deines künftigen Weibes "aufs Spiel zu setzen? Die Grafschaft Forest ist "dein; aber kann sie uns für das entschädigen, was "du mich jetzt dulden lässest? Und Sie, Graf "Liziard, was wagen Sie gegen mich zu sagen? — "Nichts, antwortete dieser; denn ich fand Sie zu "schön, zu gefällig, zu zärtlich, als daß ich nicht "für genossenes Glück dankbar seyn sollte. — Ungeheuer, unverschämter Lügner! schrie sie und zog eine grosse Nadel aus ihren Haaren und lief auf ihn los, sie ihm in die Augen zu stossen. — Der König hielt sie zurück; und die arme Ellinor, von dem gewaltsamen Sturme überwältigt, sank ohne Bewußtseyn zu Boden. Diesen Augenblick macht sich Liziard zu Nutz, um zu dem König zu sagen: — "Sire, zum Beweise dessen was ich "behaupte, führ' ich mit Gewißheit an, daß Ge"rards Verlobte unter ihrem Busen links ein "Veilchen hat, von der Gestalt wie diese Zeichnung.

"Gerard

"Gerard versteht mich; er weiß was er mit ihr "gesprochen hatte, er wag' es nun, mich Lügen zu "strafen." — Bestürzt konnte Gerard nichts antworten; wilde Verzweiflung hemmt ihm die Stimme. Der König konnte sich noch nicht entschliessen, Ellinor für schuldig zu halten; er half selbst sie in der Königin Zimmer tragen, übergab sie zwo bejahrten Damen, und befahl ihnen zu untersuchen, ob sich würklich ein Mahl nach der Zeichnung, die er ihnen gab, unter ihrem Busen fände. Es war den Damen leicht, das Veilchen zu entdecken, indem Ellinor noch immer in Ohnmacht lag. Sie giengen zum König, ihm und seinen Pairs zu sagen, was sie gesehn hatten: und Gerard verließ das Zimmer des Königs mit niedergeschlagenen Augen und düsterm Stillschweigen. Die Pairs thaten, wiewohl ungern, den Ausspruch, Ellinor sey schuldig und Liziard wohl befugt, die Grafschaft Nevers als die seinige zu betrachten. Dieser Bösewicht versäumte auch keinen Augenblick, Huldigung deswegen zu leisten, und reisete mit einen Lehnbrief versehen, auf der Stelle ab, um Besitz davon zu nehmen.

Wuth und Verzweiflung im Herzen, lief der unglückliche Gerard nach seinem Pallast, wohin ihm einige seiner nächsten Freunde folgen wollten. —

Nicht

Nicht weiter! schrie er in einer Art von Raserey; verlaßt, vergeßt auf immer einen Unglücklichen, der fern von seinem Vaterlande fliehen will, der sich vor den Zeugen seines Elendes und seiner Schande scheut. — Alles Bitten seiner Verwandten und seiner Knappen war vergebens; er wollte schlechterdings nicht, daß ihm jemand folgen sollte: er wollte nicht einmahl in dem tiefen Gefühl der Erniedrigung seine Waffen anlegen; sondern legte alle äußerliche Kennzeichen seiner Würde ab, und behielt, in schlechte Kleider verhüllt, nichts als seinen Degen. So stieg er auf sein bestes Pferd, das eben mit der geringsten Decke behangen war, und ritt davon: alle diejenigen, die ihm so zärtlich ergeben waren, weinten ihm nach.

Er folgte, indem er davon sprengte, auf gut Glück dem Wege, der nach dem Wald bey Melun führte. Kaum war er darinnen, so überließ er sich ganz seinem Schmerz, so beschäftigte **Ellinor's** Untreue seine ganze Seele: ein Strom von Thränen entstürzte ihm; er versank in düsteres Nachsinnen; sein Roß, das sich nicht mehr angetrieben fühlte, stand von sich selbst still, um einige Halmen Gras in einem der ödesten Gegenden dieses Waldes abzugrasen.

Indem

Indem sich Gerard entfernte, erwachte Ellinor von dem todesgleichen Zustand, in den sie Liziards Verläumdung gestürzt hatte: aber indem sie die Augen aufschlug, sah sie niemanden bey sich als ein gemeines Mädgen, das man aus Mitleid bey ihr gelassen hatte: alle andere, Damen und Ritter hatten sie verlassen; der ganze Hof war gegen sie aufgebracht, wegen ihrer Treulosigkeit und weil sie den liebenswürdigsten Ritter unglücklich gemacht haben sollte.

Entdeckung einer Schandthat erstickt in schlechten Seelen, die deren fähig sind, allen Muth; aber diejenigen haben ihn, die sich keinen Vorwurf machen dürfen. — "Wo ist Gerard? was macht Gerard?" — rief sie, und blickte das Mädchen an. Ihr Ausruf war so schmerzhaft, ihr Blick so rührend, daß das Mädchen bewegt wurde. — "Ach! was fragen sie mich, war die "Antwort? . . . . Gerard, mit Schande be"deckt, hat seine Grafschaft verlohren; er flieht "nun diejenige, die ihn zu Grunde richtet und "ihm das Herz zerreißt. — Ach! meine Freun"din, sagte Ellinor, indem sie sich mühsam zu "ihr hinzog und ihre Knie umfaßte, habe Mitleid "mit mir; der König ist betrogen, Liziard ein "Bösewicht; der Himmel weiß es, daß ich un"schuldig

"schuldig bin. Gerard! Gerard! wie kannst "du so leichtlich glauben, daß deine treue Ellinor "wegen eines solchen Ungeheuers zur Verbreche- "rin habe werden können?"

Wahrheit trägt ein heiliges Kennzeichen, welches sich jetzt in Ellinors Augen und auf ihren Lippen mahlte. Ihre Wärterin wird davon gerührt; willigt ein, ihre Kleider mit der Unglücklichen zu vertauschen. Sie läßt sie durch eine verborgene Treppe hinabsteigen; sie läuft selbst fort, ihr ein Pferd zu hohlen; und die arme Ellinor, mit einem Schleyer vor dem Gesicht, kömmt unerkannt durch ganz Paris und eilet ihrem Verlobten nach. Sie findet zum Glück hier und da Reisende, denen es aufgefallen war, einen Mann von edlem Ansehn in Thränen auf der Strasse zu sehn, die ihr daher beyläufig den Weg angeben können, den er genommen hat: und das Schicksal, auf einen Augenblick sie zu verfolgen müde, führt sie an den Eingang eines Waldes, wo frische Fußstapfen eines Pferdes ihr selbst den Weg, den sie folgen soll, bezeichnen.

Durch diese Spuren geleitet, kömmt sie an den Eingang einer Art von Burg; aber wegen der dichtverwachsenen Bäume und in der Finsterniß, die da herrschte, verliert sie die Spuren wieder.

der. Sie steigt ab, um sie in dem zertretenen Grase, das sie noch anzeigt, zu suchen; das Wiehern eines Pferdes giebt ihr vollends an, wohin sie sich wenden soll. Sie erblickt etwas von diesem Pferde, das mit dem Zaume angebunden ist; sie hört klagen; sie fliegt; und nicht lange so ist sie bey **Gerard**, den sie im Grase liegend findet, wie er mit dem Antlitze am Boden dumpfe Seufzer aushaucht, gleich einem Elenden im letzten Augenblick des Lebens. — "**Gerard**: liebster **Ge**"**rard** — ruft sie ihm zu und reicht ihm die Ar"me." Der Schall dieser Stimme, die immer in seiner Seele tönt, erweckt die betäubten Sinne des unglücklichen Ritters: er blickt auf; sieht mit Erstaunen, aber auch mit Abscheu **Ellinor** so nahe bey ihm. — "Was willst du hier, Mein"hafte? ruft er wüthend — Sterben von dei"ner Hand, oder dich von meiner Unschuld über"zeugen. — Ja! du sollst sterben; der Himmel "selbst übergiebt dich meiner gerechten Rache; ich "sehe, man hat dir schon gethan, wie du's ver"dientest, indem man dir den edlen Schmuck ab"nahm, den zu tragen du nicht mehr werth wa"rest: ohne Zweifel haben dich Ludwig und Adel"heid aus Liebe zur Gerechtigkeit mir nachführen "lassen, damit ich mich rächen könnte! — **Ge**

rard!

"rard! Gerard! was sagst du? Kann dich der "Zorn so verblenden? Welche andere Macht als "die Liebe könnte mich dir nachführen? Doch ich "seh nur zu wohl, daß ich dein Herz verlohren ha- "be, daß es hart gegen mich geworden ist. Nimm "mir vollends das Leben: ich kann nicht länger "den schrecklichen Gedanken ertragen, daß du mich "für eine Verbrecherin hältst: Durchbohre mich, "Gerard! ende mit Einem Stosse mein Leben, "und meine Liebe und mein letzter Seufzer gelte "nach dir." —

Gerard konnte nicht anders, er ward ge- rührt; er richtet endlich seine Augen auf Elli- nor, die er bis jetzt noch nicht angesehen hatte; er sieht sie sich ihm zu Füssen werfen. Voll Ver- zweifelung reisset sie ihr Halstuch ab; entblösset ihren schönen Busen — "Hierher mit deinem "Schwerd, Gerard, ruft sie ihm zu und reicht "ihm die Arme entgegen; hierher!" — Wuth und Liebe bestürmen in diesem schrecklichen Au- genblicke den armen Gerard. Was Ellinor eben that, erweichte ihn: aber nun erblickt der Unglückliche das Veilchen und seine ganze Wuth erwacht von neuem. Er springt auf, läuft nach seinem Schwerd, das er ins Gras geworfen hat; er zieht es; und mit abgewandtem Blick schwankt

er

er zurück, sein unschuldiges Mädgen zu ermorden. Ellinor hatte sich ihm zu Füssen geworfen; sie zeigte ihm von neuem ihren Busen; Gerard betrachtet ihn und schaudert. — "Nein sagt er, morden kann ich dich nicht; aber hoffe nicht mich zu täuschen: das Veilchen, das Veilchen spricht dein Urtheil; ich überlasse dich deinem Schicksal." — Mit diesen Worten, ohne auf Ellinors Geschrey zu achten, läuft er nach seinem Pferd, bindet es los, schwingt sich hinauf und sprengt davon.

Ellinor schreyt dem Fliehenden ängstlich nach, sucht vergebens ein Werkzeug sich damit zu töden. Sie zerrauft ihr schönes Haar, wirft sich an die Erde, verbirgt Mund und Nase im Mooße, um sich zu ersticken; allein die Natur, selbst indem sie dem schrecklichen Leiden unterliegt, sträubt sich gegen den Tod und läßt sie ohnmächtig sonder Bewegung im Grase liegen. Länger als eine Stunde lag sie so hülflos da; vielleicht würde sie noch länger und wohl gar auf immer so liegen geblieben seyn, wäre nicht der Herzog von Metz von ohngefähr in diese einsame Gegend gerathen, indem er sich mit einigen von seinem Gefolge von der Fahrstrasse entfernt hatte, um einen Hund aufzusuchen, der im Walde von der Fährt eines Rehes abgefallen war.

Der Herzog erstaunte nicht wenig, eine junge Person zu sehen, deren Züge und Schönheit ihre Blässe auch im Tode — denn er hielt sie für entseelt — nicht entstellt hatte. Er befahl seinen Leuten, sie sollten absteigen, und zusehen, ob sie noch eine Spur von Leben an ihr finden könnten. Diese brachten ihm die Antwort, sie hätten sie untersucht, sie athme noch, aber schwach. Auf das stieg er selbst vom Pferd und half ihr so schleunig als nur möglich war. Sie kam wieder zu sich, erschrack aber, als sie sich von einer so grossen Menge unbekannter Leute umgeben sah. Vergebens fragte sie der Herzog mancherley über den Zufall, der sie in diesen grausamen Zustand versetzt hätte; er konnte nichts aus ihr bringen als wiederhohlte Seufzer, und die wenigen Worte, die sie lallte, waren nur Wunsch nach dem Tod.

Der Herzog, jung und leicht zu entzünden, fand sie reizend und zweifelte gar nicht, sie gar leichtlich trösten zu können, wenn er ihr sagte, er finde sie artig genug, um sie mit nach Metz zu nehmen, wo er sie in einen glänzenden Zustand versetzen wollte: ja, die Würde die sich noch an ihrer ganzen Person verrieth, ohnerachtet der Unordnung ihres gegenwärtigen Zustandes, machte solchen Eindruck auf ihn, daß er gleich hinzusetzte,

er sey seiner bisherigen wüsten Lebensart überdrüssig, und bestimme sie, die Herrschaft seiner Länder mit ihm zu theilen.

Ellinor weigerte sich lange ihm zu folgen, aber als er sie trutz ihres Widerstandes selbst von der Erde aufhob, und sie nach seinem Rosse tragen wollte, dann rief sie: "Halten Sie ein, Gn. "H. und hören Sie erst, wer die Unglückliche ist, "zu der Sie sich erniedrigen, daß Sie ihr sogar "Ihre Hand anbieten; der Zustand, in dem Sie "mich sehen, ist eine gerechte Strafe für meine "Uebelthaten. Von meiner zartesten Kindheit an "zu den niedrigsten Lastern dahingerissen, hab' ich "mich den zügellosesten Ausschweifungen ergeben; "und so viel Liebhaber ich auch gehabt habe, ist "nicht Einer, der nicht über eine schändliche Treu"losigkeit von mir zu klagen hätte; ich fühle auch, "daß mir Besserung unmöglich seyn würde. Er"niedrigen Sie sich also nicht, indem Sie sich mit "einem schändlichen Geschöpfe beladen, auf den "die Last seiner Bosheiten schwer aufliegt: las"sen Sie mich in dieser Wüste den Tod erwarten, "den ich verdiene." — Nein, sagte der Herzog, indem er sie immer fortzog; alles was Sie bisher gethan haben mögen, rührt mich nicht: Elend konnte Sie zum Laster verleiten; glänzendes Glück

wird Sie zur Tugend zurückführen. — Die Ritter, die den Herzog begleiteten, wurden unwillig, daß ihr Herr darauf bestand, eine schlechte Kreatur mitzunehmen und gehorchten äusserst ungern, als er ihnen befahl, ihr auf ihr Roß zu helfen: doch erstaunten sie eben so sehr als der Herzog über die Schönheit dieses Pferdes, über sein reiches Geschirr und über ein Armband von Diamanten, das **Ellinor** abzubinden vergessen hatte, welches alles mit ihrer schlechten Kleidung und mit ihren Reden so wenig übereinstimmte. Jedoch dieses machte den Herzog nur noch eifriger auf die Ausführung seines Plans; und ohngeachtet alles ihres Sträubens, alles ihres Seufzens ließ er sie nach Metz bringen und übergab sie da seiner Schwester, der er sein Ebenteuer erzählte, mit dem Zusatz, er habe alle Ursache zu vermuthen, daß eine so junge und schöne Person ihren wahren Stand verhehle und blos um seiner Liebe auszuweichen, sich solcher Schandthaten selbst anklage. Die Schwester des Herzogs seufzete insgeheim über seine Schwachheiten: sie war gut, sanft und tugendhaft; seine Vermuthung kam ihr gleich wahrscheinlich vor; aber sie nahm sich wohl in Acht, es ihm merken zu lassen. — "Weil du sie denn mir anvertrauest, "sagte sie zu ihm, weil sie dir so sehr gefällt, daß

"du

"du Absichten auf sie hast, daß du sogar auf das "unsinnige Vorhaben verfällst, ihr deine Hand zu "geben, so laß mir wenigstens Zeit sie zu untersuchen, das Innerste ihres Karakters und ihrer "Seele erforschen; und schwöre mir, daß du sie "binnen acht Tagen zu sehen von mir nicht verlangen willst." — Der Herzog konnte seiner Schwester diesen Schwur nicht abschlagen, zumahl da sie so schlau gewesen war, ihm denselben in Gegenwart seines ersten Referendars und der vornehmsten Herren des Hofs abzufordern.

Wir werden sehn, welchen Erfolg die geheime Absichten der Schwester des Herzogs hatten; und weil wir **Ellinor** in so guten Händen lassen, so ist es natürlich, daß wir nun an das Schicksal des armen **Gerards** denken.

Ach! es ist so schmerzhaft zu scheiden von dem was man liebt! so schwer, das erste Band zu zerreissen! Mit verhängtem Zügel entfernte sich **Gerard** von derjenigen, die er für untreu hielt; aber die erste Liebe, die er empfunden hatte, konnt' er nicht aus seinem Herzen reissen. — "Bin ich "denn der einzige, sagt' er zu sich selbst, den ein "Weib betrog? Salomo, so weiß er war, Simson, für den so manches Wunder geschah, wurden's doch sehr oft! Wer sich in der Liebe zu

"sicher dünkt, den halte man für einen Narren;
"der aber ist es noch mehr, der sein Liebchen auf
"die Probe zu stellen wagt. Ach! daß ich nicht
"Ellinor in Ruhe ließ! daß ich sie zur unglück-
"lichen Stunde wegen ihrer Treue prüfen
"wollte!" —

Hierbey erinnert' er sich an die süssen Augenblicke, die ihm mit Ellinor verrauscht waren, an alle Vollkommenheiten, alle Reize seines Liebchens; und wiewohl er durch das Veilchen seine Grafschaft verlohren hatte, konnt' er doch nicht ohne Bewegung an den reizenden Ort denken, der es verbarg. Ellinors Bild schwebte ihm vor, so zärtlich, so unschuldig, so unverstellt wie sie gewesen war: er konnte sie nicht für treulos halten. Liziard war ihm als ein Mann bekannt, den die schwärzesten Tücke nichts kosteten: seine Thränen ergossen sich in Strömen; es reute ihn nun, sein Liebchen in einer Wüste verlassen zu haben. —
"Hätt sie meinen Verlust so lebhaft gefühlt, sagt'
"er zu sich selbst, wäre sie mir auf dem Fusse nach-
"gefolgt, wenn ich nicht ihrem Herzen immer
"theuer geblieben wäre?" —

Ganz verloren in solche schwermüthige Betrachtungen, ließ Gerard sein Pferd auf gut Glück im Schritt fortgehn. Dieses Pferd, mit dem

dem Weg nach Nerves bekannt, hatte ihn gegen Abend genommen; und war die Nacht hindurch so leicht fortgetrabt, daß der Graf mit Anbruch des Tags in der Ferne einen grossen Flecken wahrnahm, den er für einen von den Grenzörtern seines Landes erkannte. Der Anblick dieses Fleckens erinnert ihn wieder an seinen Verlust. — "Ach! sagt' er zu sich selbst, hier ist also das schö"ne Land, wo meine Väter Gesetze gaben, wo ih"re Asche ruht, wo mich Ellinor liebte, wo ich "so glückliche Tage mit ihr leben wollte! Ach! es "ist verloren, das edle Erbtheil, durch meine "Schuld verloren! ich habe mich und meine Un"terthanen unglücklich gemacht: sie liebten mich; "unter mir wären sie glücklich gewesen. Ich ken"ne **Liziard**: es ist ein böser harter Mann; er "wird darinn verfahren, wie in einem eroberten "Lande." — Hierbey fühlt **Gerard** in sich eine lebhafte Begierde, selbst zu sehen, was jetzt in der Grafschaft vorgehen mögte. Weil es ihm bekannt war, daß Madam **Gondree** die Stadt Nevers nicht verlassen hatte, so kam er auf den kühnen Gedanken, sich wohl verkleidet in die Stadt hineinzuschleichen, in der Hofnung, daß er vielleicht mit der vormahligen Aufseherin seines Liebchens würde sprechen können. — "Unmöglich,

 sagt'

"sagt' er zu sich selbst, kann ich taub für die Stim-
"me bleiben, die in meinem Herzen für **Ellinor**
"spricht, daß sie unschuldig sey: erst wenn mir
"die **Gondree'** mein Unglück bestätiget haben
"wird, erst dann will ich sie vergessen, oder den
"Tod suchen." —

Gerard wuste, daß ein vormahliger Mene-
strel seines Vaters sich mit seinem bejahrten Weib-
chen in diesem Flecken aufhielt, um hier die
Wohlthaten ihres gewesenen Herrns in Ruhe zu
geniessen. Dieser Menestrel hatte ihn und **El-
linor** durch den Schall seiner alten Leyer, die er
besser als alle andere Jongleurs im Lande spielte,
oft zum Tanzen aufgemuntert. Jetzt beschloß er,
sich diesem guten Alten anzuvertrauen, dessen
Rechtschaffenheit und Ergebenheit ihm bekannt
war. Er vertiefte sich in ein dichtes Gebüsch ne-
ben der Landstrasse. Hier zäumt' er sein Pferd
ab, um es weiden zu lassen; und ob er gleich durch
Anstrengung und Bedürfniß entkräftet war, nahm
er sich doch vor, die Nacht zu erwarten, um zu
den alten Menestrel zu gehen. Er legte sich ins
Gras; Erdbeere und etwas wildes Obst, so er mit
seinen Thränen benetzte, waren seine einzige Nah-
rung, die ihn noch erhielt, daß er nicht nach einer
so langen Wanderung umkam. Zwey oder drey-
mahl

mahl weckte ihn aus seinem tiefen Nachsinnen das Vorübergehn einiger Landleute, die im Gehen mit einander sprachen; er hörte sie zweymahl den Verlust ihres vorigen Herrn bedauren und den Tag verfluchen, wo er sie verlassen, **Liziard** aber Besitz genommen hatte. Sie dürften, klagten sie, von diesem nichts als Elend und Bedrückung erwarten; in seinem Kopfe wär' eben so wenig Ordnung als in seinem Hause, wo alles immer ärger, wo eine beständige Verwirrung wäre.

Sobald die Sonne untergegangen war, schlich **Gerard** zu dem alten Menestrel, nachdem er vorher die Vorsicht gebraucht hatte, sich das Gesicht mit einer Mischung von Eppich und Safran zu färben; er sah auch mit Vergnügen, daß ihn diese Färbung so gut verstellte, daß ihn selbst seine vertrautesten Diener nicht würden erkennen können. Er bat um Bewirthung auf eine Nacht; und der alte Menestrel, der ihm das Gepräge des Grams und geheimer Leiden auf der Stirne sah, bezeigte sich so hülfreich als möglich. — "Meine edle gute Herren, sagt' er zu **Gerard**, haben mich in den Stand gesetzt, daß ich ruhige "Tage leben kann; und ich danke dem Himmel, "wenn er mir Gelegenheit giebt, ihre Wohltha"ten mit Unglücklichen zu theilen." — Einige

stärkende Gerichte, eine Flasche voll guten alten Weines, wurden von der ehrlichen Hausmutter des Menestrels aufgetischt; **Gerard** fieng schon an, seine erschöpften Kräfte wieder zu sammlen, als sein Wirth einen Ring an seinem Finger erkannte, den er zu der Zeit oft gesehen hatte, da er ihm noch Unterricht auf der Leyer gab. Der gute Mann, der schon beym Empfang **Gerards** eine lebhafte Bewegung in sich empfunden hatte, erkannte ihn nun vollends. Er warf sich ihm zu Füssen mit einem durchdringenden Schrey, der auch seine Frau herbeyzog. — "Ach! rief er "aus, es ist unser lieber Herr! Aber Gott! wie "ist's mit ihm so anders geworden!" — **Gerard** umarmte sie beyde zärtlich, entdeckte ihnen seinen Kummer und that ihnen verschiedne Fragen über das was im Pallast vorgienge. — "Ach! "sagte der Menestrel, ich habe mich nicht entschliessen können, einen Ort wieder zu sehn, der mich "nur an meine verlorne Herren erinnern würde. "Ich gehe nicht mehr nach Nevers: nur durch "Vorübergehende erfahr' ich, daß Ihre alten Unterthanen Sie ohne Unterlaß bedauern; daß "weder Ordnung noch Zucht an **Liziards** Hofe "mehr herrscht; daß die alte **Gondree** da geblieben und daß sie die einzige von der alten Dienerschaft

"nerschaft des Hauses ist, die er nicht fortgejagt "hat." — Gerard schauderte bey dieser Erzählung, und ließ sich das, was ihm der Menestrel von der Gondree' gesagt hatte, wiederhohlen. Der gute Mann setzte noch hinzu, es schiene sogar, als begegne ihr Liziard mit einer Art von Achtung und Vertraulichkeit. — "Ha! "rief Gerard, ich muß mit meinen eigenen Au"gen mich unterrichten, wie sie zusammenstehen: "ich verdenke sie beyde der schändlichsten Verrathe"rey; und sollt' ich, wenn man mich erkannt, tau"sendfachen Todes sterben, er soll mir süß seyn, "wenn ich nur gewiß werde, daß meine liebe El"linor nicht strafbar ist." — Der alte treue Menestrel umfaßt noch einmal seine Knie und beschwur ihn, sein Leben nicht in Gefahr zu setzen. — "Ihre Vermuthung, sagt' er zu Ge"rard, ist auch die meinige: ich halte sie bey"de der schwärzesten Bosheiten schuldig: aber je"mehr sie sich strafbar fühlen, desto gewisser ist "Ihr Tod, wofern Sie erkannt werden." — "Was hab' ich, versetzte Gerard, jetzt zu ver"lieren, da's so weit mit mir gekommen ist? An "den Verlust meiner Grafschaft denk' ich nicht: "aber ist Ellinor untreu, denn mag ich nicht län"ger leben; und um das zu erfahren, hab' ich "denn

"denn ein ander Mittel, als selbst nach Nevers zu gehen?" —

Der gute Menestrel, der ihn so entschlossen sah, der auch selbst überzeugt war, daß seinem Herrn nichts als dieses übrig bliebe; nahm nur noch alle Vorsicht, ihn vollends unkenntlich zu machen. Er ließ ihn seine Stiefelchen anlegen und hüllte ihn in seinen alten Mantel: Gerards schöne Haare wurden in eine halbverschabte Pelzmütze gestopft. Weiter hieng er ihm seine Leyer und seinen ledernen Reisesack über und gab ihm durch das alles das Ansehn des ärmsten elendesten von allen möglichen Menestrels. So wanderte Gerard den andern Morgen zu Fuß fort und machte drey Meilen in Koth und Regen bis nach Nevers, wo er gegen eilf Uhr ankam, mit beklemmten Herzen aber fester als jemals entschlossen, seinen Entwurf auszuführen. Es war eben ein Festtag und die Einwohner fiengen an, beym Herausgehen aus der hohen Messe sich in den Strassen zu verbreiten: die Sonne hatte die Regenwolken, die sie verdunkelten, zerstreut.

Gerard stellte sich an verschiedene Gassenecken und schlug an seine Leyer an, nach Gewohnheit der Menestrels, die's so machten um in die Häuser gerufen zu werden. Er hörte, daß die Bürger mehr

mehr als einmahl zu einander sagten: — "Was "will der unglückliche Jongleur hier in unserer "Stadt, wo wir alle traurig und betrübt sind? "Geht weiter, armer Freund, sagten sie zu ihm, "Nevers ist nicht mehr was es zur Zeit seiner alten "Herren war; ihr kämt vor Hunger um, bevor "euch jemand von uns rufte." — **Gerard** weinte vor Wehmuth als er das hörte: sie glaubten, er nähme Theil an ihrem Kummer; und verschiedene gaben ihm Brod und Kuchen, welches alles er mit lebhafter Erkenntlichkeit in seinen Reisesack steckte. — "Ach! sagt' er zu sich selbst von neuem; ach daß "ich durch meine Schuld so treue Unterthanen "verlor!" —

Nachdem er einige Zeit die Stadt durchwandert hatte, nähert' er sich dem Pallast, setzte sich auf eine Docke und hub an, auf der Leyer zu spielen. Noch hatte ihn niemand gerufen, als ihn zum Glück Madam **Gondree** beym Aufmachen einer Balkonthüre hörte und ihn gleich hohlen ließ, um dem neuen Grafen von Nevers während der Mittagstafel ein Vergnügen zu machen. **Liziard** versank oft in düsteres Nachdenken, so sehr ihn auch das Glück begünstiget hatte: Gewissensbisse ändern zwar tükische boshafte Seelen nicht; aber sie peinigen sie doch genug, um sie niemals einer süssen

Zufrie-

Zufriedenheit geniessen zu lassen. Liziard las auf den bestürzten Gesichtern seiner Unterthanen, wie sehr er ihnen verhaßt war; er fühlte, daß er's verdiente.

Sobald er an der Tafel saß, führte Madam Gondree den Menestrel herein, der vor Unwillen und Abscheu bebte, als er Liziard an eben dem Tische ganz geruhig sitzen sah, an dem sein Vater, seine Mutter und seine liebe Ellinor so lange das Glück seines Lebens gemacht hatten. Doch überwand er sich noch, stimmte seine Leyer und sang eine Romanze. Er wählte dazu eine, die zu dem Sturm der Empfindungen in ihm paßte; die von Wilhelm von Oranien, der, bedeckt von Wunden die er im Gefolge Karls des Grossen bekommen hatte, zu seinem schwachen Sohne Ludwig kömmt, ihn um Hülfe gegen die Sarazenen zu bitten. Die Romanze sagte weiter, Ludwig hätte die Bewilligung dieses Gesuchs der Entscheidung seines geheimen Rathes überlassen: über seine Undankbarkeit aufgebracht, hätte sie ihm Wilhelm mit Stolz vorgeworfen, hätte ihm seine Wunden gezeigt, und sich dabey erklärt, er entsage seinem Dienst, und wolle nicht mehr sein Lehnmann seyn, auch nicht einmahl eine goldene Spore von ihm annehmen.

Liziard giebt wenig Acht auf die Romanze; und Gerard, der sieht, daß ihm niemand fortzufahren befiehlt, steht auf; weil er sich auch noch vom Regen naß fühlt, so tritt er an das grosse Kamin im Saal in einen Winkel, um sich da zu trocknen. Niemand achtet auf den armen Jongleur; die Bedienten tragen ab und Liziard bleibt mit der Gondree' allein. Die abscheuliche Alte ergreift diesen Augenblick, um dem Grafen bittere Vorwürfe zu machen, daß er, seitdem er Herr der Grafschaft Nevers sey, noch nichts für sie gethan habe. Liziard entschuldigt sich damit, daß er habe befürchten müssen, die grosse Belohnungen, die er ihr bestimmt, mögten ihre Abrede verrathen, wenn er sie auf der Stelle in Besitz gesetzt hätte. Er gesteht, daß er ihr alles zu danken habe; daß er ohne sie niemals das Veilchen hätte sehen können, und daß ohne sie seine Grafschaft Forest verloren gewesen wäre: gleichwohl bedauert er auch, daß sie's dabey habe bewenden lassen, ihm Ellinors verborgene Schönheiten zu zeigen, deren Erinnerung gegenwärtig mehr Eindruck auf ihn mache, als damals, da ihn blos seine Wette beschäftiget habe. Madam Gondree' giebt ihm hierinnen unrecht, indem sie ihn versichert, Ellinor würde lieber tausendmahl den Tod gelitten, als ihre Treue

gegen Gerard gebrochen haben. Hierauf wiederhohlt Liziard der Alten noch einmahl seine Zusagen und geht hinunter auf den Hof, wo er sich zu Pferde sezt: Madam Gondree entfernt sich auch. Jetzt verläßt Gerard seinen Schlupfwinkel im Kamin, geht durch eine ihm bekannte verborgene Treppe hinab und eilt aus dem Schlosse nach einer Kirche in einen Beichtstuhl, um seine Unruhe nicht merken zu lassen, aber auch um zugleich dem Himmel zu danken, daß seine Ellinor unschuldig ist. Hier überläßt er sich ganz seinen Empfindungen: der Abscheu über eine solche schändliche Tücke währt nicht lange; ihn beschäftigt nur das Glück, daß er nunmehr von der immer unverbrüchlichen Treue seiner Verlobten versichert ist; er fühlt sich neu belebt durch die Hofnung, sie wiederzufinden, ihre Unschuld darzuthun, und die beyden Boshaften wegen ihrer Schandthat zu bestrafen. Sobald es in ihm ruhiger geworden ist, verläßt er Nevers und wandert leichten Schrittes zum Menestrel zurück. — "Guter alter Freund, "ruft er ihm entgegen, was hab' ich nicht dir alles "zu danken!" — und nun erzählt er ihm den glücklichen Erfolg seiner Reise. Den guten Mann und sein trautes Weib rührt so wie ihn das Schicksal der armen Ellinor, die er so grausam im Walde

verlassen hat. Gerard denkt jetzt nur darauf, wie er eilen soll, sie aufzusuchen; er wischt die garstigen Farben ab, die ihn entstellen, legt seine Kleider wieder an, ruht nur einige Stunden aus und reitet dann fort, lange vor Anbruch des Tages, um den Wald wieder zu erreichen, wo er sich im ungerechten Zorn von seinem treuen süssen Liebchen trennte.

Die Nacht war sehr dunkel, und da sich nicht weit von dem Flecken, den er verließ, zwey bis drey verschiedene Wege durchkreuzten, so verirrt' er sich von demjenigen, den er hätte einschlagen sollen. Beym Anbruch des Tags wußt' er nicht mehr wo er war: er mußte auf gut Glück fortreiten, unter sehnlichem Flehn zum Himmel, daß er ihn auf **Ellinors** Spur leiten mögte.

So ritt er drey Tage, ohne sich in eine Stadt zu wagen, aus Furcht, man mögte ihn erkennen. Einige arme Bauern, die ihn des Nachts aufnahmen, konnten ihm wegen des Gegenstandes seiner Nachforschungen keine Auskunft geben. Am vierten Tage, gegen Abend, sagten ihm einige bewafnete Ritter, er sey nicht weit von den Ardennen. Diese Ritter trugen ihm auch an, mit ihnen zu kommen und dem Grafen **Galeran** bey einer gewissen Unternehmung zu dienen. Aus ihren Antworten auf seine Fragen erfuhr er, daß dieser Graf,

in eine schöne und reiche Erbin des Landes verliebt, beschlossen hatte, sie mit Gewalt der Waffen hinwegzunehmen, und daß er sie jezt in ihrem Schlosse belagere. Gerard war von Natur zu edel gesinnt, als daß er eine schlechte Sache hätte vertheidigen sollen; er nahm sich im Gegentheil vor, eben diejenige, die Galeran unterdrücken wollte, zu beschützen. Er folgt also den Rittern und kömmt mit ihnen vor das Schloß, das schon berennt war. Er ersieht seine Zeit sich von den Rittern loszumachen und eilt vor ein Thor der Burg, welches geöfnet wird ihn einzulassen. Man führt ihn zu der Dame des Schlosses: er findet sie in Verzweiflung; zwey Brüder, die unter den Streichen des furchtbaren Galeran fielen, haben sie ohne Vertheidigung gelassen. Gerard bietet ihr an, ihm ihr Schicksal anzuvertrauen. Sie geht es ein; er läßt Galeran zum Kampfe fordern. Es erfolgt ein wüthendes Gefecht; Galeran unterliegt, Gerard ist Sieger. Die schöne junge Dame, eine Erbin ansehnlicher Länder, verbindet selbst Gerards Wunden, verliebt sich in ihn, will ihm ihre Hand geben und ihn mächtiger machen, als er jemals war. Aber Gerard, treu seinem Schwur und dem Vorsatz, sie wiederzufinden oder zu sterben, entwischt des Nachts ehe sich noch seine

Wunden geschlossen haben und kömmt, halb entseelt, nach Chalons. Es ist mit ihm sehr übel, als er da ankömmt; ein reicher Bürger, dem sein Zustand nahe geht, läßt ihn zu sich tragen. Die Tochter dieses Bürgers, ein sehr schönes und geistreiches Mädchen, wird seine Freundin und vollendet die Genesung seiner Wunden. Der edle Gerard wird es bald gewahr, daß sie zärtlich gegen ihn zu werden anfängt: er kömmt ihr zuvor, indem er sich zu erkennen giebt und ihr alle seine Begebenheiten erzählt. Sie verliert nun alle Hofnung, ihn zu ihrem Freunde zu machen. — "Reisen Sie, sagt sie zu ihm, weil Sie doch das "Glück meines Lebens nicht machen können; ihr "Aufenthalt bey uns wird für mich zu gefährlich. "Sie verloren Ihr Liebchen, weil Sie thöricht "genung waren, ihr Herz prüfen zu wollen; machen "Sie sich nicht noch strafbarer dadurch, daß Sie "mich unglücklich machen." — Mit diesen Worten schenkt sie ihm einen schönen Sperber; dann läßt sie ihm sein Pferd vorführen, küßt ihn noch und läßt ihn reisen. Gerard erfährt verschiedene Ebentheuer, die er alle mit Ehren besteht, ohne sich für den ehmaligen Grafen von Nevers auszugeben: er nennt sich nun den Sperberritter. Unter diesem Namen kömmt er zum Herzog Milon

 von

von Kölla, der allenthalben Ritter aufbietet zum Kriege gegen die Sesnen oder Sachsen, die einen Einfall in sein Land gethan haben.

Gerard war hier nicht lange, so gab er schon Beweise, daß er einer der vorzüglichsten Ritter auf der Welt war: und da ihn der Herzog gesehen hatte, wie er Schrecken unter den feindlichen Schaaren verbreitete, Fahnen wegnahm, selbst den Herzog der Sesnen beynahe gefangen hätte, wären ihm nicht mehrere Haufen von Rittern zu Hülfe gekommen — so führt' er ihn nach erhaltenem Siege in seinen Pallast, damit er von nun an hier beständig wohnen mögte.

War **Gerard** mit den Waffen in der Hand den Feinden furchtbar gewesen, so kam er jezt entwafnet allen Damen an **Milons** Hof nicht minder reizend vor. Die junge **Eglantine**, des Herzogs Tochter konnte ihn nicht ohne Bewegung ansehn, als ihr Vater ihr den Helden zuführte. Man weiß, welchen Gruß die Damen vom ersten Range den Rittern schuldig waren, die ihnen vorgestellt wurden, wenn sie aus einem rühmlichen Gefechte zurückkamen. Ihre Lippen auf **Gerards** Mund waren nur wie das leise Berühren eines Rosenblattes; aber die Lippen des schönen Jünglings auf ihrem Munde waren Glut einer

Flamme.

Flamme. Eine junge Hofdame der Prinzeßin konnte sich nicht erwehren, seufzend zu sagen: — Ach! wie glücklich ist meine Gebieterin! — Sie hatte das laut genug gesagt, daß man's verstehen konnte. Gerard erröthete und ward dadurch nur noch schöner. Eglantine blickte Floretten mit einer Art von Unwillen an; und sobald sie allein auf ihrem Zimmer war, ließ sie sie rufen um ihr ziemlich lebhafte Vorwürfe zu machen, daß sie sich gleichsam gegen Gerard erklärt hätte. Dieses veranlaßte ein Gespräch, welches sich aus der alten Sprache nicht wohl übertragen läßt, ohne von seiner Majestät fast alles zu verlieren. Ohngefähr lautet' es so: — "Theuerste Gebieterin, "sagte Florette, ich will doch nicht hoffen, daß "Sie schon böse Eifersucht wegen des Ritters quält? "Gilt denn Rang in der Liebe? Und wenn er mich "zum Liebchen wählen wollte, denken Sie denn, "ich würde ihn abweisen? — Schweig, kleine "Närrin; hast du ihm denn auch Lehngüter und "Städte zu geben wie ich? — Ha! Ha! glauben "Sie denn, daß Güter und Städte heisse Wünsche "und zarte Liebe würken können? — So hast "du wohl Reize in Ueberfluß um dem Ritter zu "gefallen? — Die wenigen die ich habe, sind "mein ganzes Gut! aber das mögt' ich eben nicht

"sagen, daß ich sie nicht gebrauche, um Liebe von
"ihm zu gewinnen." —

Diese lezte kühne Antwort brachte die Prinzeßin sehr auf. Sie schickte Floretten auf ihr Zimmer, verschloß sich in dem ihrigen und hieng da den süssesten Träumereyen der Liebe nach: noch immer glaubte sie Gerards Kuß auf ihren Lippen zu fühlen.

Die Sachsen, durch ihren grossen Verlust in dem letzten Treffen niedergeschlagen, unternahmen in einigen Tagen nichts wieder, sondern beschäftigten sich nur mit Erbauung von Sturmmaschinen, da indessen Herzog Milon durch Soldaten und Bürger seine Wälle befestigen ließ. Diese Tage, die Gerard für verloren achtete, weil ihn nur nach Ruhm verlangte, diese Tage waren desto angenehmer für diejenigen, die blos an ihre Liebe dachten. Einige Festins und Bälle, die der Herzog seiner Tochter zu geben erlaubte, zeigten den Liebling Gerard mit neuen Annehmlichkeiten. Eglantine und Florette sangen beyde schön; beyde bemühten sich Gerard zu gefallen: daher versäumten beyde dieses Mittel ihn zu rühren, ihm das Geheimniß ihrer Seele zu entdecken nicht. Eines Tages nahm Eglantine eine Harfe und indem ihre schönen Hände flüchtig und mit Anmuth auf

den Sayten irrten, sang sie dazu mit einem Seitenblick auf Gerard:

Amour m'a mise eu grand mal-aise,

Dolente suis par mal d'aimer.

Gleich darauf nahm Florette eine Sister und bat Gerard, ihr die Handschuh' ausziehn zu helfen. Sie wußte aber mit Geschicklichkeit dabey zu zögern, so daß Gerard lange damit zubringen und nur nach und nach Hände und Arme von den Grazien geründet zu sehen bekam. Sie begann mit einigen klagenden Tönen, bey denen sie Eglantinen ansah; beym Schluß des zweyten Verses ihres Liedchens suchten ihre Blicke den geliebten Gerard: ihre sanfte Stimme schien wie von einem geheimen Schmerz gehemmt zu seyn, bis sie endlich die Worte hören ließ:

Vous chantés, et je meurs d'aimer;

Trop vous est petit de mes maux.

Jetzt konnte Eglantine eine Aufwallung von Eifersucht nicht unterdrücken. Sie unterbrach Floretten, nahm ihr ziemlich ungestüm die Sister aus der Hand und reichte sie Gerard hin: — "Ritter, sagte sie zu ihm, Sie haben so viel gute "Sitte, daß es unmöglich ist, daß sie nicht mit

"Sister und Gesang eben so gut sollten umgehen "können, als mit Schwerd und Lanze." — **Gerard** nahm die Sister, denn ablehnen konnt' ers nicht; er griff darauf einige Akkorde und seufzte. **Eglantine** und **Florette** schmeichelten sich beyde, dieser Seufzer gälte ihnen; beyde suchten in **Gerards** Augen zu lesen: aber bald seufzten beyde eben so traurig wie er, als sie sahn, daß sich seine Blicke auf die Sayten der Sister hefteten und als sie ihn singen hörten:

> Hélas! hélas! je ne vois pas icy
> Celle qui tient et mon ame et ma joie.

Eglantine war sehr lebhaft; sie konnte ihren Verdruß über diesen Gesang nicht verhehlen: — "Herr Ritter, sagte sie ganz leise zu ihm, es muß "Ihnen doch sehr an Herz fehlen, daß Sie nicht "zu lieben wagen, wo Sie geliebt werden; ich sehe "wohl, Sie haben mich durch diese Worte abwei-"sen wollen." — **Gerard** glaubte, da er so in sich dringen sah, Verstellung würde ihm aus der Verlegenheit helfen. — "Schönes Fräulein, sagt' "er zu ihr, einem so armen Ritter, wie ich bin, "würd' es nicht ziemen, wenn er seine Augen so "hoch erheben wollte. Ich hatte ein Liebchen, für "mich gemacht; wir hatten uns Gattentreue ge-"schworen;

"schworen; ein grausamer Vater hat uns getrennt, "hält sie in ihrem Kämmerlein verschlossen und "hat meinen Tod mit solcher Begierde gesucht, daß "ich wäre gehenkt oder geköpft worden, wofern "ich mich nicht durch die Flucht gerettet hätte." — "Ach! sagte Eglantine, wär' ich Ihr Liebchen "gewesen, ich wäre meines Vaters Grausamkeit "zuvorgekommen und mit Ihnen entflohn." —

Florette nahm jezt den Vorwand der Prinzeßin zu sagen, der Herzog würde gleich kommen, um dadurch eine Unterredung, die sie beunruhigte, zu unterbrechen. Gerard gieng allein hinunter in den Garten, um da an seine Ellinor zu denken; und Florette, die auf jeden seiner Schritte Achtung gab, eilte ihm nach hinunter in einen Saal, der auf den Garten stieß. Sie hustete einigemahl; Gerard sah sich nach dem Fenster um; nun sang sie gar sanft:

> Qui sçait guérir du mal d'aimer,
> sy viegne à moi, car d'aimer souffre.

Eglantine hörte sie dieses Refrein öfters wiederhohlen; und wiewohl sie wahrnahm, daß Gerard gar nicht darauf zu hören schien, rufte sie doch Floretten und machte ihr von neuem die empfindlichsten Vorwürfe. Florette schonte gar

nicht mehr, sondern gab ihr stolz und trotzig zur Antwort, sie wäre zu allem in der Welt entschlossen, damit sie die Liebe des Ritters gewönne; auch wären die ersten Schritte, mit denen sie ihm entgegen kommen könnte, ihr weint verzeyhlicher, als wenn eine Prinzeßin ebendasselbe gegen einen Unbekannten wagen wollte.

Eglantine getraute sich nicht, den Streit mit **Floretten** weiter zu treiben, weil eine alte Matrone, die sie erzogen hatte, dazu kam. Diese Gouvernante kannte den ganzen Karakter ihrer Zöglingin zu gut, um nicht aus ihrer sichtbaren Bewegung zu schliessen, es müsse in ihrer Seele etwas Ungewöhnliches vorgehen. Sie bat **Eglantinen** mit ihr in ein Kabinet zu kommen und bemühte sich auf die sanfteste zärtlichste Art, ihr die Entdeckung ihres Geheimnisses abzuschmeicheln. Es ist so süß von dem zu reden was man liebt, daß es unter die ersten Geschenke der Liebe gehört, wenn man die geheime Leiden, die sie uns fühlen läßt, jemanden anvertrauen kann. Die schöne **Eglantine** ließ ihr Haupt an den Busen ihrer Gouvernante sinken und gestand ihr alles. — "Ach! "gute Mutter, sagte sie, gewiß er hatte Gift auf "den Lippen: denn seit dem Augenblick, da sie die "meinigen berührten, hab' ich nicht einen Augen-

"blick

"blick Ruhe gehabt; und dieser Gift hat weit um "sich gegriffen; ich fühle, daß er in mein Herz "übergegangen ist und daß er auch in alle Adern zu "dringen scheint. Ach! was soll ich thun, gute "Mutter? Noch so gar jung, soll ich an der Lie- "beskrankheit sterben, da doch, wie man sagt, lie- "ben so süß ist für alles was Odem hat?" —

Die Gouvernante hatte so etwas von der Weise der alten Gondree: sie war zwar nicht so boshaft wie diese, aber auch nicht strenger. Sie "liebte Eglantinen. — Seyn Sie ruhig, liebes "Töchterchen, sagte sie zu ihr; es wär' jammerschade, "wenn ein so liebes Mädchen, eine so edle Prin- "zeßin an dem stürbe was so süß und so leicht zu "heilen ist. Aus allem was Sie mir gesagt und "aus allem was ich selbst bemerkt, muß ich schlies- "sen, daß der Ritter von einer heftigen Leiden- "schaft befangen ist, wegen der es bisher geschie- "nen, als sey er gleichgültig gegen Sie. Aber "lassen Sie mich machen. Ich weiß einen Trank "zu bereiten, von dem er gar bald sein Liebchen "vergessen und Ihnen zu Füssen fallen wird, wenn "Sie's nur dahin bringen können, daß er ihn mit "Ihnen zur Hälfte austrinkt." — Eglantine fiel ihrer guten freundschaftlichen Gouvernante um den Hals und beschwor sie, den Liebestrank zu

machen:

machen: "Kann mir doch, sagte sie, nichts ärgers "davon begegnen, als der Tod; und besser ist es "immer, ihn frölich zu erwarten, als unter Leiden "und Schmachten der Liebe wie jezt." —

Während des Plänchens, das **Eglantine** und ihre theure Gouvernante mit einander schmiedeten, war **Florette** auf ihrem Zimmer sehr verdrüßlich: tausend Mittel giengen ihr durch den Kopf, ihre Gebieterin auszustechen und den unbekannten Ritter an sich zu ziehn. Das lezte von allen war ein nächtlicher Besuch, den sie ihm machen wollte. — "Ich werde, sagte sie bey sich selbst, nach Bequem-"lichkeit mit ihm reden können; ich werde ihm alle "Gefahren vorstellen, denen er sich aussetzen würde, "wenn er mit der Prinzeßin eine geheime Lieb-"schaft hätte, und ......" — Wir wissen nicht, was sich **Florette** noch weiter ausdachte; sie war noch so jung! ihr Herzchen sprach zum erstenmal .... Es wäre unbescheiden errathen zu wollen was es ihr etwa zuflüstern konnte: nur so viel wissen wir, daß ihm **Gerard** nichts zu antworten hatte, und daß zu eben der Zeit, da die beyden lieben Mädchen so ganz mit ihm beschäftigt waren, der gute treue Ritter blos darauf dachte, wie er sich mit Ehren aber bald von **Milons** Hof und seinem Versprechen dem Herzog zu dienen

losmachen könnte; denn er glühte vor Ungeduld, die Nachforschungen nach seiner theuern Ellinor wieder anzufangen. In dieser Absicht gieng er noch den nämlichen Tag zum Herzog Milon und that ihm den Vorschlag einen Herold an Regiduf, den Anführer der Sachsen abzuschicken, mit dem Antrag, den Krieg durch ein besonderes Gefecht von so viel Kämpfen zu endigen, als er selbst wählen würde, wobey die Bedingungen darinnen bestehen würden, daß derjenige Theil, dessen Kämpfer unterlägen, nicht allein dem andern eine Grenzprovinz, um die eben der Streit galt, abtreten, sondern auch verbunden seyn sollte, einen jährlichen Tribut von hundert zum Krieg angeschirrten Pferden zu entrichten. Milon, der das Blut seiner Unterthanen schonen wollte, folgte Gerards Rath. Der Gros-Seneschal wurde mit zwey Herolden vor ihm her abgeschickt, die Ausforderung zu überbringen. Regiduf, über den Widerstand der Belagerten erstaunt und voll Vertrauen auf seine Kräfte und Tapferkeit, so wie auch auf diejenige von zweyen seiner Unterthanen, denen wie er glaubte kein Ritter Herzog Milons würde widerstehen können, nahm die Ausforderung an und gab dabey zur Antwort, er sey bereit, die Bedingungen zu erfüllen, wenn Herzog Milon in Person, von

zweyen

zweyen Rittern begleitet mit ihm kämpfen wolle; er würde gleich den folgenden Morgen bey Sonnenaufgang mit zweyen der seinigen auf einer Wiese erscheinen, die zwischen den Festungswerken der Stadt und den ersten Verschanzungen seines Heeres lag. Der brave Seneschal, dem **Milons** ausgezeichnete Tapferkeit bekannt war, nahm es auf sich, dem sächsischen Herzog die Versicherung zu geben, daß sein Herr sich des Kampfes gewiß nicht weigern würde, er mögte sich nur zum Gefecht auf künftigen Morgen bereit halten.

In der That dankte auch **Milon** dem wackern Seneschal, daß er seine Botschaft so gut geworben hätte, wählte ihn auch nebst **Gerard** zu seinem Mitkämpfer. Das Gerücht davon erscholl sofort im ganzen Pallast und verbreitete die lebhafteste Unruhe in den Herzen der Einwohner, die den Herzog anbeteten. Aber noch weit bestürzter waren **Eglantine** und **Florette**. Trostlos und in Thränen liefen sie herbey, zu den Füssen des Herzogs, beschworen ihn, sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen, **Regidufs** Ausforderung nicht anzunehmen; und sehr oft richteten sich ihre Augen auf **Gerard**, indem sie darum als um eine Gnade flehten. Der Herzog umarmte sie zärtlich, lächelte über ihre Besorgnisse und sagte ihnen, Ehre und

Liebe für seine Unterthanen erlaubten ihm nicht, ein so geschwindes Mittel, wodurch dieser lange grausame Krieg geendiget werden könnte, von sich zu weisen.

Man wird leicht glauben, daß eine wie die andere für jetzt ihren Plan aufgab, daß sie die Ausführung bis nach dem ungewissen Ausgang eines Gefechtes, das nicht zu hindern war, verschoben. Nur die Furcht, einen angebeteten Liebhaber zu verlieren, kann zwo Nebenbuhlerinnen vereinigen. Eglantine und Florette giengen zusammen wieder fort, in Thränen schmelzend und folgten den Haufen des Volks, das sich in die Kirchen drängte, um für seinen guten Herrn zu beten: man hatte Mühe, sie von da wieder weg in den Pallast zu bringen.

Kaum graute der Tag, so legten die drey Kämpfer ihre Waffen an. Auf muthigen Rossen ritten Milon, sein Seneschal und Gerard allein aus der Stadt, deren Thore sie hinter sich verschliessen liessen, nach der Wiese zu. Die Einwohner bedeckten die Wälle, um Zuschauer des Gefechtes zu seyn: die Truppen aber stellten sich auf den Glacis, mit Befehl, daß niemand bey Lebensstrafe aus den Gliedern treten sollte. Kaum hatte Milon die Wiese erreicht, so erschien auch

Regiduf, begleitet von zwey Sesnen von Riesengröße, in den Gebürgen aufgewachsen, deren Anblick Milons Unterthanen, vielleicht seine Krieger selbst schaudern machte. Sobald die sechs Ritter sich im Gesichte hielten, trat von beyden Seiten ein Herold hervor, mit dem geschlossenen Vergleiche in der Hand. Dieser wurde ausgewechselt: der eine Herold nahm ihn mit sich zurück ins sächsische Lager, der andere zurück in die Stadt.

Sofort begann der Kampf; und wenige waren wohl so schrecklich. Milon und Regiduf brachen ihre Lanzen ohne sich zu verwunden; aber ihre Pferde, die gleich wüthenden Stieren mit den Stirnen zusammengestossen waren, stürzten tod zu Boden, und die Herren blieben ohne Bewußtseyn liegen. Der Seneschal wurde von seinem furchtbaren Gegner durch und durch durchbort und verlor das Leben mit dem Blute, das aus einer weiten Wunde floß. Gerard gewann zum Glück eben diesen Vortheil über seinen Gegner; aber wiewohl dieser mit Gerards Lanze durch den Hals gestochen wurde, so war doch das Eindrängen des unbändigen Rosses, das er ritt, so ungestüm, daß Gerards Pferd, in eben dem

Augen-

Augenblick, da der Sachse den letzten Seufzer hohlte, über seinen Herrn zusammenstürzte.

Gerard sträubte sich aus allen Kräften unter seinem Pferde, bevor er sich darunter emporarbeiten konnte. Unterdessen wurde der Sachse, der den Seneschal erlegt hatte, gewahr, daß Regiduf und Milon ohne Bewußtseyn da lagen, sprang vom Pferd und lief mit aufgehabenem Schwerd nach dem letztern zu, entweder ihm den Kopf abzuhauen oder ihn zum Gefangenen zu machen. Schon war er im Begrif, ihn beym Helm zu fassen, als Gerards drohender Zuruf ihn nöthigte, davon abzulassen und sich geschwind zur eigenen Vertheidigung gefaßt zu machen. Gerard, der Milons dringende Gefahr gesehen hatte, war ihm zu Hülfe geeilt: jetzt grif er den Sachsen wüthend an; und dieser, um einen Kopf grösser, drang eben so ungestüm auf ihn ein, denn er glaubte, Gerard würde unter seinen ersten Streichen fallen. Aber Gerard, eben so leicht als gewandt, wuste ihnen auszuweichen und ließ bald das Blut seines furchtbaren Feindes fliessen. Dieser brüllte vor Wuth unter seinem Helm, denn bey jedem Angrif bekam er neue Wunden; er wirft sein Schwerd weg, ergreift den Dolch und indem er auf Gerard einstürzt, gelingt es ihm,

ihn zu fassen; allein dieser nimmt den Augenblick in acht und stößt ihm sein Schwerd in die Seite, wo der Panzer eine Blösse giebt. Der Sachse, der sich tödlich verwundet fühlt, strengt sich noch einmal an, wirft den Grafen unter sich zu Boden und will ihn den Dolch durch den Hals stossen; jedoch der Stoß trift nur die Schulter, die er durchbohrt. Endlich durch das viele verlorne Blut erschöpft, fällt er mit einem schrecklichen Schrey, verliert alle Kräfte und stirbt in **Gerards** Armen, der von seines Feindes und eigenen Blute gebadet, sich mühsam aufrichtet.

Der Schrey des sterbenden Sesnen hatte so fürchterlich getönt, daß er den Herzog **Milon** und **Regiduf** aus ihrer Betäubung aufgeschreckt hatte. Dieser steht zuerst wankend auf, und will sich auf **Gerard**, den er mit Blute bedeckt sieht, losstürzen; allein der letztere kömmt ihm, seiner Wunden ohngeachtet, zuvor, und versetzt ihm einen so gewaltigen Hieb, daß er das Schwerd fallen lassen muß; dann packt er ihn, wirft ihn nieder und zwingt ihn um Gnade zu bitten. Indessen richtet sich **Milon** auch auf, ergreift **Regidufs** Schwerd und empfängt ihn als Gefangenen aus den Händen des tapfern **Gerards**.

Nach-

Nachdem der Kampf so geendigt war, wurden von beyden Seiten vier der vornehmsten Herren herbey gerufen. **Milon** nahm in ihrer Gegenwart dem sächsischen Herzog den Eyd der Treue ab, und der Friede wurde von beyden Theilen nach dem zuvor unterzeichneten Vertrag beschworen.

Gerard, als Sieger, übergab mit edlem Anstand den sächsischen Herren die Leichname und Pferde ihrer Gefährten. **Regiduf** zog sich noch an eben dem Tage mit seinem Heere zurück; und **Milon** ließ **Gerards** tiefe Wunde sogleich verbinden, dann aber ihn in einer Sänfte nach der Stadt tragen, wobey er selbst neben her ritt. Seine Ritterschaft muste die Sänfte umgeben; vorher giengen Trompeter und Herolde, die ihn als Sieger an diesem grossen Tage ausruften, und so gieng der Zug triumphirend in die Stadt zurück.

Unter allgemeinem Jauchzen der Soldaten und Bürger wurde **Gerard** durch die Stadt getragen. Die schöne **Eglantine** eilte herbey, begleitet von ihren Damen, die Blumen und Lorbeerkränze trugen. **Milon** wollte nichts davon annehmen. — "Hier, sagt' er, hier ist der brave Ritter, der sie verdient; ihm dank' ich meine "Ehre und mein Leben." — Sehr schwach, wegen des vielen verlornen Blutes und durch den Schmerz

der Wunde, wurde Gerard ganz sanft aus der Sänfte auf einen leichten bedeckten Wagen gehoben, den die Damen mit Blumen bestreuten und selbst ziehen wollten. Florette nahm den Augenblick in acht, ihm das Haupt zu stützen und es ihm mehr als einmal zärtlich zu drücken. Nichts entgeht den Augen einer Nebenbuhlerin; und wiewohl Gerard blaß, kraftlos, gegen diese sanfte Liebkosungen ganz unempfindlich zu seyn schien, so erregten sie doch von neuem Eglantinens Eifersucht, und machte sie mehr als jemals entschlossen, die Kunst ihrer alten Aufseherin anzuwenden. Diese hielt man durchgehends für geschickter, als alle Wundärzte in Deutschland, gefährliche Wunden zu heilen, und Milon vertraute Gerard ihrer Sorgfalt an.

Der Leichnam des Seneschals war mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen von dem Kampfplatz getragen worden; und wurde nun in die Hauptkirche beygesetzt, bis zu dem prächtigen Leichenbegängniß, welches der Herzog veranstalten ließ. Seine Stelle, die erste am Hofe, war nun erledigt; der Herzog glaubte sie dem Ritter schuldig zu seyn, der ihm das Leben gerettet hatte; und der ganze Hof gab seiner Wahl lauten Beyfall.

Man kann sich leicht vorstellen, in welcher Unruhe Eglantine und Florette waren, so lang es mit dem geliebten Kranken gefährlich stand! Jene begleitete, ihres Rangs ohngeachtet, sehr oft ihre Aufseherin, wenn sie den Verband abnahm; oft beschäftigten sich ihre schönen Hände selbst damit, ohne daß es Gerard gewahr werden konnte. Florette wuste ihrer Seits mehr als einen Vorwand, ihn zu besuchen: sie las die Romane von der Tafelrunde und wählte immer diejenigen, aus denen Gerard die Lehre zur Erbauung behalten konnte, daß Liebe Vergeltung durch Liebe verdient. Allein je mehr sie ihm das einzuprägen suchte, desto mehr beschäftigte sich der treue Ritter mit seiner lieben Ellinor; und nichts konnte ihn dafür trösten, daß er ausser Stand war, sie aufzusuchen.

Gerard fieng schon an, wieder Kräfte zu bekommen und seine Wunde war beynahe geschlossen, als ein fürchterlicher Traum seine ganze Seele mit Entsetzen erfüllte. Ihn dünkte, er säh' Ellinor von bewafneten Leuten umgeben, die sie im Hemde nach einem Scheiterhaufen zu führten: ihn dünkte weiter, sein Liebchen würfe ihm seine Grausamkeit vor und ruft ihn zu Hülfe:

 der

der Schall dieser geliebten Stimme weckte ihn unter Thränen auf und er hielt das alles für eine Eingebung des Himmels, daß er nicht länger säumen sollte, diejenige aufzusuchen, deren Unschuld ihm nun bekannt war. Er strengt sich an; steht auf; schon beginnt die Morgenröthe die Finsterniß der Nacht zu verscheuchen; er versucht es, ob er seine Waffen anlegen kann: allein der Schmerz von der Wunde erlaubt es ihm nicht. Indessen treibt ihn Liebe und Entsetzen, das von dem Traum' in seiner Seele blieb; nichts kann ihn mehr halten; er hüllt sich nur in einen langen Mantel, nimmt blos sein Schwerd und schleicht eine verborgene Treppe hinunter, in der Absicht, in den Stall zu gehn; er hoft, er werde stark genug seyn, sich daselbst ein Pferd zu satteln und die Stadt zu verlassen, ehe noch jemand im Pallast erwacht. Allein von der Morgenkühle überfällt ihn ein Schauer; durch die Anstrengung, indem er die schwere Stallthür zurückstößt, bricht seine Wunde wieder auf: sein Blut fließt und einen Augenblick darauf sinkt er ohne Bewußtseyn nieder. Zum Glück fügt es sich, daß die Gouvernante bald hernach durch eben diesen Hof kam; sie wollte vor Aufgang der Sonnen Kräuter zu einem neuen Verbande suchen. Sie erstaunt, einen

Menschen

Menschen bey der Stallthür am Boden liegen und das Pflaster roth von Blut zu sehen; sie erhebt ein grosses Geschrey; man eilt herbey, hebt den Menschen auf, den man für ermordet hält. Die Gouvernannte erkennt den kranken **Gerard**, läst ihn in sein Bett tragen, bringt ihn wieder zu sich, macht ihm dann die zärtlichsten Vorwürfe über seine Unbedachtsamkeit und über sein Vorhaben, den Hof des Herzogs zu verlassen.

Gerard, durch seinen gegenwärtigen Zustand weichmüthig gemacht, und gerührt von der Sorgfalt der geschäftigen Gouvernante, entdeckt ihr sein ganzes Geheimniß, beschwört sie, seine Genesung zu beschleunigen und bittet sie um unverbrüchliches Stillschweigen.

Die Alte konnte nun wohl aus seiner ganzen Erzählung schliessen, daß ihr nichts übrig blieb, als eine übernatürliche Kraft. Ausserdem war's ihr auch lieb zu wissen, daß er nach seiner Herkunft auf **Eglantinens** Hand Anspruch machen durfte; und aus Furcht, er mögte von seiner Leidenschaft fortgerissen, bald ein neues Mittel zu entwischen suchen, trug sie nun nicht länger Bedenken, einen Liebestrank zu bereiten, demjenigen

 gleich,

gleich, den die reizende Ysrült und der schöne brave Tristan vormahls unter sich getheilt hatten. Die Begebenheit von **Gerards** vorgehabten Flucht wurde geheim gehalten; aber noch an eben dem Tage bot die Gouvernante ihre ganze geheimnißvolle Kunst auf, ihren wunderbaren Trank zu machen, den sie der Prinzeßin zustellte, damit sie ihn selbst in dem Augenblick bringen mögte, wenn sie des Abends den Verband abnehmen würde.

Man wird ohne Mühe glauben, daß sich **Eglantine** pünktlich zur bestimmten Stunde einfand. Die listige Gouvernante versicherte den Verwundeten, daß dieser Balsam, innerlich gebraucht, seine Genesung ohnfehlbar beschleunigen würde. Er wagt' es nicht, ihn auszuschlagen, denn **Eglantine** reichte ihm das Gefäß mit eigner Hand, und kostete selbst davon. Er trank also den gefährlichen Saft; und diejenige, die ihn ihm bot, konnte nicht an seiner Kraft zweifeln, als sie, wie sie das Glas aus seiner Hand wieder nahm, einen zärtlichen Kuß von ihm auf der ihrigen fühlte.

Um nun nicht allein ihn, sondern auch diejenigen, die eben im Zimmer waren, vollends zu hinter-

hintergehn, sagte die Gouvernante, man müßte den Verwundeten ruhen lassen, zog die Vorhänge zu und gieng mit der Prinzeßin hinaus, indem sie ihn den neuen Empfindungen überließ, die, wie sie vorhersah, in seiner Seele entstehen würden. Ihre Absicht gelang nur zu gut. Von der Kraft des Zaubertranks betäubt, schloß **Gerard** bald die Augen und schlief ein: aber es war nicht mehr sein treues Liebchen, was er in Träumen wiedersah, nur **Eglantinens** Bild schwebte ihm vor; niemals hatte ihm seine Phantasie **Ellinor** so reizend mahlen können. Beym Erwachen hielt er, von der ganz neuen Glut in seinem Innern getäuscht, die glühenden Begierden, die er in sich entstehen fühlte, für wahre Zärtlichkeit. Er hatte noch niemals eine andere geliebt, als seine **Ellinor**; seine geringe Erfahrung ließ ihn glauben, er finde sie in **Eglantinen** wieder. Die gute zärtliche **Ellinor** wurde vergessen; und wir übergehen manche kleine Details von dem unvollkommenen Glück mit dem er sich in dieser Täuschung unterhielt. **Eglantinens** Hofmeisterin war eben nicht strenger als die alte **Gondree'**. Es war ein Glück für ihre Zöglingin, daß sie von dem nämlichen Trank getrunken hatte; er machte sie vergessen, durch welche Kunst **Gerard** verführt worden war.

Bey dem schönen Ritter erwachten unaufhörlich immer neue Begierden, fast eben so glühend wie bey ihr; **Eglantine** wuste keinen höhern Wunsch als das Glück, das sie jetzt genoß. — Doch verlassen wir auf einen Augenblick diese beyden Geschöpfe, die nur noch die Vergnügungen der Liebe kennen, nicht jenes innere Gefühl, durch das sie unsere Seelen ganz beherrscht; jenes tiefe Gefühl, das zwar Begierden als eine neue Wohlthat von ihr schätzt, aber doch nicht als die nothwendigste. Lieber beschäftigen wir uns mit der zärtlichen unglücklichen **Ellinor**; nur ihrem Schicksal gebührt gegenwärtig Theilnehmung von edlen gefühlvollen Seelen.

Indem der Herzog von Metz die schöne **Ellinor** der Pflege seiner Schwester übergab, hatt' er das Hinderniß, das er selbst seinen Wünschen in den Weg legte, nicht vorhergesehn. **Alfrida** — so hieß die Schwester — war eine der tugendhaftesten Personen ihres Geschlechts. Sie war mit einem Vetter auferzogen worden, wie **Ellinor**, hatte fast eben so tief gefühlt wie diese: aber keiner solchen Gouvernannte wie Madam **Gondree** anvertraut, hatte sie nur das Glück zu lieben geschmeckt. Ihr Geliebter war in einem

Turnier

Turnier umgekommen, und nur die Religion hatte sie zurückgehalten, selbst ihr Leben zu enden. Tiefer Schmerz hatte ihr Innerstes durchdrungen: und da sich ihre zärtliche gefühlvolle Seele zur Quelle innerlichen Trostes erhob, hatte sie Gott gelobt, den Rest ihres Lebens seinem Dienste zu widmen. Ihr Bruder, der sie zärtlich liebte, hatte sie noch von der Annahme des Schleyers zurückgehalten, und ließ sie in seinem Pallaste wohnen. Er that ihr auch mehr als einmahl gutgewählte Vorschläge zur ehlichen Verbindung: aber **Alfrida** blieb unbeweglich bey dem Entschluß, ihr Leben im Stillen und im Gebet zuzubringen.

Als er ihr **Ellinor** vertraute, verschwieg er ihr nichts von dem Abentheuer der Unbekannten, so wenig als die seltsamen Reden, die ihr im ersten Augenblick der Entführung entfallen waren. **Alfrida** schauderte: aber wie sie die Augen auf **Ellinor** warf, die in ihrer Gegenwart die ihrigen niederschlug, fand sie die schöne Fremde so jung, so sanft, so bescheiden, daß sich zärtliches Mitleid in ihr regte. Sie trug einer ihrer vertrautesten Damen auf, das Mädchen auf ihr Zimmer unter ihre Aufsicht zu nehmen, und ihr wiederzu-

sagen

sagen, wie sie sich im Genuß der Freyheit betragen, was sie reden würde.

Ein Engel ist sie, sagte nach einigen Tagen die Dame zu **Alfriden**: ein Engel! Seitdem sie bey mir ist, thut das arme Kind nichts als beten und weinen. Nein! ich kann sie für keine Verbrecherin halten: eher glaub' ich, ein grosser Unfall zwingt sie, Stand und Namen zu verbergen. Ich habe sie vergebens gebeten, ihr Herz mir zu öfnen: vielleicht gelingt es Ihnen eher in ihr Geheimniß einzudringen: darf ich sie herbringen? — **Alfrida** erlaubt' es, und die Dame hohlte **Ellinor**, die mit ihr zitternd kam.

Beym Eintritt ins Zimmer, fanden sie die Prinzeßin im Gebet. **Ellinor** kniete hinter sie nieder: **Alfriden** entfuhren schmerzhafte Seufzer, und sie weinte mit emporgestreckten Armen. — Ach! sagte **Ellinor** zu sich selbst, sie ist also unglücklich! aber ihr Leiden kann weder von Ungerechtigkeit noch von Verlassung eines angebeteten Gemahls entstehen. — Diese traurige Vorstellung machte auf sie einen so gewaltsamen Eindruck, daß sie alles Bewußtseyn verlor, und mit einem Schrey, den sie nicht unterdrücken konnte, auf ihre Hände sank. **Alfrida** stand auf, lief selbst ihr zum Beystand; half der Da-

me,

me, die sie hereingeführt hatte, sie auf ein Ruhebette tragen. Beyde lößten ihre Busenschleifen, um ihr Luft zu machen, und indem sich der schöne Busen enthüllte, ward **Alfrida** das Veilchen gewahr. Sie beschaut' es noch, als **Ellinor** sich wieder erhohlte und wieder mit einem Schrey eilig ihr Busengewand wieder zuband, wobey sie Ströme von Thränen vergoß. — Was fürchten Sie, fragte **Alfrida** sanft, da wir uns um Sie bemühn? — Vergebung! rief **Ellinor**, Vergebung für die erste Bewegung! Ach! was Sie eben sahn, ist die Ursache meines Elends, wird es bald von meinem Tode seyn. Nein! rief sie noch einmahl, indem sie ihr zu Füssen fiel, ich kann ihn nicht länger ertragen, den entsetzlichen Gedanken, vor den Augen der Tugend selbst eine Verbrecherin zu scheinen. Vielleicht werden Sie wegen meiner ersten Schwachheit erröthen: aber Sie sind zu gut, als daß Sie nicht mein Unglück rühren sollte. — Mit diesen Worten wollte sie die Erzählung ihrer Abentheuer anfangen: doch **Alfrida**, voll der süssesten Sympathie, schloß sie vorher in ihre Arme, ließ sie neben sich setzen, beruhigte sie zuletzt. Erst dann begann **Ellinor** eine treue Erzählung ihrer Unglücksfälle.

Alfrida konnte sie nicht ohne viele viele Thränen anhören: sie umarmte sie zärtlich. Ach! sagte sie, so unglücklich Sie auch in diesem Augenblicke sind, so bleibt Ihnen doch noch die Hofnung: die Gerechtigkeit, die Güte des Himmels können Sie wieder mit ihrem Gemahl vereinen, Sie können ihm vielleicht ihre Unschuld beweisen: aber ich Unglückliche! . . . . meine Klagen, mein Leiden endet nichts. Ich verlor den, der mir das Leben werth machte; kommen Sie mit, ich will's Ihnen deutlicher erklären. — Sie führte sie in ein Betzimmer; öfnete einen kleinen Schrank, und nahm ein goldenes Kästchen, wie ein Herz geformt, heraus: — Hier, sagte sie, hier sehn Sie alles, was mir von dem männiglichsten Ritter noch übrig ist. Dieses Herz, was nur für mich schlug, wurde mit einer Lanze durchbort: das meinige traf zugleich Gram und Tod. — Ellinor küßte den traurigen Ueberest mit Ehrfurcht. — Ach! sagte sie, ich fühl's nun schon, daß nichts Sie zu trösten vermag; kann aber die zärtlichste Freundschaft ihrem Leiden einige Linderung geben, so schwör' ich Ihnen auf dieses heilige Pfand, ich bleib Ihnen treu bis zum letzten Seufzer. Der, den ich liebe, lebt noch, aber er verabscheuet mich: Gott! wie konnt' er Verdacht

auf

auf meine Treue werfen? so laut der Schein sprach, durft' er verdammen, ohne mich zu hören? Nein! Alfrida! nichts mehr von Hofnung! Mein Schicksal ist so grausam wie das Ihrige. Was ich noch hoffe, was ich noch wünsche, ist nur dieses, den Ueberrest eines unglücklichen Lebens bey Ihnen hinzutrauern, und täglich meine Thränen mit den Ihrigen zu vermischen.

Alfrida und Ellinor schwuren sich auf dieses Herz unverbrüchliche Freundschaft. Von nun an bestand Alfrida darauf, Ellinor sollte kein anderes Zimmer als das ihrige bewohnen. Sie hatten einerley Lager, einerley kleine Arbeiten, einerley schwache Mittel sich von dem tiefen Schmerz, der sie beyde durchnagte, zu zerstreuen. Alfrida liebte die Vögel, und machte sich oft das Vergnügen sie abzurichten und selbst zu füttern. Ellinor fand auch bald Geschmack daran. Eine schöne buschköpfichte Lerche, die ein Vogelsteller gefangen hatte, schien ihr einer vorzüglichen Sorgfalt werth: sie trug sie oft auf ihrem Busen, ließ sie auf ihrem Schoosse fressen. Einmahl auf einem Feldspaziergang mit Alfrieden hatten sich beyde in den Schatten gesetzt, und jede von ihnen erhob die Schönheit des Vogels, den sie mitgenommen hatte. Alfrida ließ ihre Freundin die

spielen=

spielenden Farben am Hals ihrer Turteltaube bewundern: **Ellinor**, die wohl sah, daß das Grau ihrer Lerche und selbst ihr schöner Busch gegen den Regenbogen am Hals der Taube nichts war, zog scherzend einen Saphir vom Finger, und schob ihn ihrer Lerche an den Hals, sie damit zu schmücken. Dieser Saphir war in einen Ring gefaßt, den ihr Gerard am Verlobungstage geschenkt hatte: beyder ihre Namen waren darein gestochen. Indem die Freundinnen noch über den Vorzug ihrer Vögel stritten, wobey **Alfrida** behauptete, jeder von der Natur empfangene Schmuck sey mehr als alles andere, den man ihr zu geben versuche, schwebte eine andere Lerche über ihnen. Der May goß schimmerndes Grün und Blumen auf die Natur, und Verlangen in alle Geschöpfe mit Gefühl. Die durchdringenden Augen der Lerche in der Luft erblickten diejenige, die **Ellinor** auf ihrem Schoße hielt: sie sang: ihr Gesang vom Ruf der Liebe: **Ellinor's** Lerche verstand ihn: undankbar gegen die Sorgfalt ihrer Pflegerin, schlüpfte sie ihr aus der Hand und schwang sich empor: mit freudigem Flügelschlag über die Wiedervereinigung verloren sich beyde ins Weite der Lüfte. Man denkt sich **Ellinors** Schmerz, als sie auch das einzige Pfand einbüßte, das ihr noch von **Gerard's**

Liebe

Liebe übrig war. Ach! rief sie schmerzhaft, der Ring ist verloren wie sein Herz! welche Weissagung! — **Alfrida** versucht' es umsonst sie zu trösten. Sie kam sehr bewegt in den Pallast zurück, und durchwachte die ganze Nacht in Thränen.

Morgens darauf meldete man der Prinzeßin einen der vornehmsten Ritter ihres Bruders. Der Herzog war gezwungen worden, sich zu entfernen, um seine Gränzen gegen die Grafen von Elsaß und Bitsch zu vertheidigen die sie mit vereinigten Kräften angriffen. Er hatte einen entscheidenden Sieg über sie erhalten: hatte ihnen einige Fahnen abgenommen, die er seiner Schwester mit der Nachricht schickte, daß er bald zurückkommen würde. **Meliativ** — so hieß der Ritter, war zum voraus abgesendet, mit dem geheimen Befehl, sich zu erkundigen, wie sich **Ellinor** in seiner Abwesenheit betragen hätte, und ihr zu sagen, daß er noch immer eben so für sie gesinnt wäre. Der Herzog, der den Ritter seines Vertrauens würdig hielt, hatte ihm weder seine Liebe noch seinen Argwohn verhehlt. **Meliativ** hatte immer mit solchen Weibern Umgang gehabt, die verderbt genug waren, um ihr ganzes Geschlecht bey ihm verdächtig zu machen, so daß er es allen den Schandthaten fähig glaubte, deren sich **Ellinor** selbst

selbst zieh. Er wunderte sich sehr die Fremde in solcher Gunst bey der Prinzeßin zu finden, zu hören, daß sie sogar ihr Bett' mit ihr theilte. Ihre Schönheit blendete ihn gleich, als sie in ihrem einfachen Morgenschmuck vor ihm erschien. **Alfrida** hatte ihn kurz nach dem Aufsteigen in ihr Zimmer kommen lassen: und **Ellinor** hatte nur so viel Zeit gehabt, ein leichtes Gewand umzuwerfen, und ihre herabgefallene Haarlocken halb wieder aufzuschlagen. Dem übermüthigen Ritter kam sie reizend vor: aber weder der Adel in ihrer ganzen Gestalt, noch die Gunst mit der **Alfrida** sie beehrte, vertilgten in seiner niedrigen aller Frevelthaten fähigen Seele die Vorstellung von denjenigen, die **Ellinor**, nach seinem Wahn, sonst verübt hatte. Sie war in seinen Augen eine leichte Eroberung: er suchte nur Mittel sie allein zu sehn. — Das Schlimmste was daraus entstehen kann, sagt' er sich, ist das sie grausam zu finden. Erfährt es auch der Herzog, so darf es ihn nicht befremden, wenn ich, nach allen was er selbst mir gesagt hat, einen Versuch auf ihre Tugend wage. Kann ich mir nicht sogar einen Verdienst daraus machen? nicht sagen, ich hätte mich selbst überzeugen wollen, ob ihr seltsames Geständniß nicht Erdichtung wäre? — Voll dieses Gedan-

kens

kens ergrif er einen Augenblick, wo **Ellinor** nach einem entfernten Fenster gelaufen war, um es zu öfnen, weil sie den Gesang ihrer entflohenen Lerche zu hören geglaubt. Er gieng ehrerbietig auf sie zu, und sagte ihr, der Herzog hätte ihm aufgetragen, mit ihr unter vier Augen wegen einer wichtigen Sache zu reden, welche die Prinzeßin **Alfrida** beträfe: da ihm die zärtliche Freundschaft zwischen ihr und seiner Schwester bekannt geworden, so hätt' er **sie** gewählt um diese auf gewisse Vorschläge, die er ihr thun wolle, vorzubereiten. — Wie kann sich Unschuld gegen überlegtes Verbrechen schützen? — **Ellinor** nahm zu warmen Antheil an **Alfridens** Glück, als daß sie sich hätte bedenken sollen den Ritter anzuhören. Alle Zimmer im Pallast waren ihr bekannt: sie wählte eines, wo sie ohne Besorgniß gestört zu werden seyn konnten: und dahin führte sie ihn selbst. Er zweifelte jetzt noch weniger an **Ellinor's** Karakter, da sie ihn so sorgfältig in ein abgelegenes Zimmer führte. Kaum waren sie hinein, so verschloß er die Thüre, umschloß ihre Knie', sagte ihr geradezu was er wollte. **Ellinor** wurde darüber unwillig, wollte wieder gehn: **Meliativ** hielt das für Verstellung, ergrif ihre Hände: er wagte noch mehr, er nahm sie in die

Arme. Der Verfasser sagt nicht durch welchen Zufall **Ellinor** einen Augenblick hernach kein anderes Mittel zur Vertheidigung hatte, als einen Fußtritt in das Gesicht des Verwegenen, einen so gewaltsamen Fußtritt, der ihn die Hälfte der Zähne einstieß, daß er, ganz entstellt, von Blute trof. Jetzt war es ihr leicht sich aus seinen Armen loszuwinden.

Sie eilte sehr bewegt zurück ins Zimmer **Alfridens**: aber zu tugendhaft sich eines solchen Triumphs zu rühmen, zu gut einen gezüchtigten Niederträchtigen anzuklagen, schwieg sie ganz. **Meliatir** wischte sich das Blut ab, und schlich, Wuth im Herzen, eine geheime Treppe hinab, immer bemüht seinen Zustand, seine Schande zu verbergen. Er sann auf schwarze Rache.

Auch ihm waren alle Zimmer des Pallasts bekannt. Er nahm einen Dolch, verbarg sich damit, gegen Abend während dem Abendessen der Prinzeßin, im Innersten des Zimmers, wo er wartete, bis sie, wie gewöhnlich, mit **Ellinor** zur Ruhe gieng. Er ließ beyden Zeit in tiefen Schlaf zu sinken. Erst dann schlich er, mit Filzschuhen, aus seinem Schlupfwinkel hervor, und suchte nach dem Bette, dessen Vorhänge er halb zurückschob: ein schwacher Mondstral zeigte ihm

Alfriden: er durchborte sie mit dem Dolch, und der Stich traf das Herz so schnell, daß sie ohne den geringsten Laut verschied. Mit einer Geistesgegenwart, die nur verhärtete Bösewichte in Stunden des Verbrechens behalten können, nahm er nun ganz leise **Ellinors** Hand, legte sie auf **Alfridens** Busen, und schlüpfte unbemerkt zum Pallast hinaus.

In eben der Nacht eilte der Herzog im Mondschein von Nancy nach Metz zurück: mit Aufgang der Sonne war er vor den Thoren. Jemehr er sich **Ellinor** näherte, desto stärker erwachte seine Leidenschaft für sie. Er kam siegreich wieder: voll Verlangen **Ellinor** und seine Schwester beym Erwachen zu überraschen, voll Hofnung liebreichen Empfangs von einer theuern Schwester, voll Hofnung die zu sehen, deren Bild ihm immer reizend vorschwebte, mit dem Gedanken, seinen Unterthanen Sieg und Frieden selbst anzukündigen. Wie schön war sein Traum! wie schrecklich das Erwachen.

Er ritt in die Stadt: die Wachen erkannten ihn: das Volk erwachte, lief an die Thore, erkannte ihn auch: lauter Jubel begleitete ihn bis zum Pallast, kam ihm noch zuvor. **Alfridens** Damen liefen nach ihrem Zimmer, sie aufzuwe-

cken: und das Erste was ihnen in die Augen fiel war ein Strom von Blut, der bis vor die Thür geflossen war. Sie öfneten sie hastig: der Herzog, der ihnen nachgefolgt war, trat mit ihnen hinein: das Erste was er sieht, ist **Alfrida** mit einem Dolch durchstochen, und **Ellinor** im Erwachen, noch mit der blutigen Hand auf den Busen der Ermordeten. Geschrey des Entsetzens tönt überall: am jammervollsten schreyt **Ellinor**: sie neigt sich auf **Alfridens** kaltes Antlitz, und sinkt in Ohnmacht.

Aller Schein klagte **Ellinor** als Mörderin an: ihr falsches Geständniß im Walde machte, daß sie der Herzog einer so schwarzen That fähig hielt. Seine Liebe verlosch: er hörte nun auf seinen Zorn. **Ellinor** wurde auf seinen Befehl von dem Leichnam, den sie noch umfaßt hielt, losgerissen, und in einen dunkeln Kerker geworfen. Bald darauf kamen die vornehmsten Baronen zusammen: sie fanden ihren Herrn in Thränen. Er zeigte ihnen den blutigen Leichnam seiner Schwester, und erzählte alle Umstände die **Ellinor** verdächtig machten. Es erhob sich ein allgemeines Geschrey. **Meliativ**, der in diesem Augenblick erschien, wurde ihr Ankläger, und verlangte, sie sollte nach den Gesetzen auf einem Schei-

terhau-

terhaufen von Dornen das Leben verlieren. Nur ein Ritter hielt noch den Rechtsspruch auf: er stellte vor, wie wenig wahrscheinlich es wäre, daß ein so junges Mädchen ein solches Verbrechen hätte begehen können: wie sichs noch weit weniger denken liesse, daß sie nach dem Mord bey dem todten Körper so ruhig sollte geblieben seyn: und es glückte ihm die meisten Ritter zu überzeugen. Der Herzog war ausser Fassung: er hörte den Ankläger, hörte den Vertheidiger, konnte nichts beschliessen. Der Letztere nützte den Augenblick um ihn zu erinnern, daß der Graf von **Bar**, sein Oheim, für einen so gerechten Fürsten, für ein Orakel seiner Zeit gehalten würde: er beschwor ihn, diesen rufen zu lassen, und die Vollziehung des Urtheils bis nach dessen Ausspruch zu verschieben.

So sehr auch der Herzog gegen **Ellinor** eingenommen war, so besorgt' er doch, seine Ankunft durch ein ungerechtes Bluturtheil verhaßt zu machen: und aus Furcht vor künftigen Vorwürfen folgt' er dem Rath des wackern Ritters. Er schrieb an seinen Oheim und befahl blos **Ellinor** in ihrem Kerker zu bewachen. Ein Ueberrest von Mitleid bewog ihn sogar zu dem Befehl, man sollt' es ihr an nichts fehlen lassen, und eine von

den Damen seiner Schwester sollte ihr die Einsamkeit, das Schauervolle des Kerkers versüssen. Diejenige von **Alfridens** Damen, der sie zuerst war anvertrauet worden, erbot sich von selbst ihr Gesellschaft zu leisten. Sie hatte, so betrübt sie auch über den Tod ihrer Herrschaft war, dennoch eine zu gute Meynung von der schönen **Ellinor**, als daß sie ihr ein so verabscheuungswürdiges Verbrechen zutrauen sollte. Sie lief nach dem Gefängniß. Es kostete ihr Mühe, **Ellinors** wilden Schmerz zu besänftigen: ihre Haare flogen zerstreut umher, ihr Busen war zerschlagen, sie ruft dem Tode, suchte überall Mittel selbst ihr Leiden zu enden.

Gerard blieb ihr immer theuer, ob er gleich Urheber davon, ob er gleich damahls unwillkührlich sehr strafbar war. Der Liebestrank hatte ihm **Ellinor** ganz aus dem Gedächtniß verdrängt. **Eglantine** verstand die Kunst, ihn ohne Unterlaß mit neuen Fäten zu unterhalten, und allemahl am Schluß traf sie wie von ohngefähr mit dem zusammen der nichts als Vergnügen athmete. Der Verfasser behauptet sogar, auch **Florette** hätte zuweilen die berauschende Kraft des Trankes zu nützen gewußt.

Die

Die Liebschaft zwischen Gerard und Eglantinen wurde zuletzt so öffentlich, daß die Gouvernante besorgt, gewissenhafte Mütterchen oder grießgrämige Graubärte mögten dem Herzog Milon davon plaudern. Solchen Leutchen mußte man zuvorkommen. Sie verschloß sich mit dem Herzog in sein Kabinet, und entdeckte ihm da die Geheimnisse die ihr Gerard so unvorsichtig anvertraut hatte: sie sagte ihm sogar wie sehr seine Tochter den Fremdling liebte. — Er hat, sagte sie, von Seiten der Geburt alles was Sie wünschen können, Muth und Ruf: nützen Sie die Verwirrung die ich in seinem Gehirn angerichtet habe. Könnten Sie wohl unter allen Rittern einen würdigern Gemahl für Eglantinen wählen? — Milon räumte das ein und noch an eben dem Tage ließ er seine Tochter und Gerard zu sich rufen, und schlug ihnen vor sich zu verbinden. Eglantine fand die Antwort in ihrem Herzen: Gerard suchte sie in ihren schönen Augen; und diese waren in dem Augenblick so voll Zärtlichkeit, daß sie dem Trank neue Kraft gaben. Gerards Antwort war, daß er Milons Knie' umfaßte, daß er die Hand seiner Tochter und seine Wohlthaten annahm. Der Herzog machte nun sowohl Gerards Herkunft als seine Wahl zum Gemahl Eglanti-

lantinens und seinem Nachfolger öffentlich bekannt. Die ganze Ritterschaft billigte beydes, betrachtete schon **Gerard** als ihren künftigen Herrn. Konnte man wohl ein Hinderniß vermuthen? Es war in Kölln gebräuchlich, daß alle vornehme "Fräuleins" sich einige Tage vor ihrer Hochzeit in einer Nonnenabtey verschlossen. Selbst die Tochter des Herzogs wurde hiervon nicht frey gesprochen. So schmerzhaft auch **Eglantinen** die Trennung war, so nahm sie doch die Hofnung einer unauflöslichen Verbindung mit sich dahin. Nur weil sie in ihrer Abwesenheit die Würkungen des Trankes fast eben so sehr befürchtete, als sie ihr bisher lieb gewesen waren, so mußte sich, auf ihr nachdrückliches Anhalten, **Florette** mit ihr bis zu dem glücklichen Augenblick verschliessen, wo sie diese Nebenbuhlerin nicht mehr zu fürchten haben würde.

Gerard fand diese acht Tage sehr lang. Er suchte seinen Verdruß, seine Langeweile zu zerstreuen. Statt der bisherigen täglichen Morgenbesuche an **Eglantinens** Toilette, ritt er aus, mit seinen Sperber auf der Hand. Begleitet von einem jungen Knappen, den er seit einiger Zeit hatte, durchirrt' er die Ebene und machte sich das Vergnügen Lerchen und bec-figues zu fangen, die

Eglan-

Eglantine gern hatte, und die der Knappe zur Pförtnerin des Klosters brachte. Fünf Tage waren schon vorüber: am sechsten sah Gerard beym Ausreiten mit sehr viel Vergnügen eine Menge von Arbeitern mit Auszierung der grossen Hauptkirche beschäftiget. — Morgen, sagt' er zu sich selbst, wird Eglantine mir wiedergegeben: und übermorgen ist der glückliche Tag wo sie mir ewige Liebe schwören wird. — Er ritt vollends durch die Stadt: er kam in die Ebene; er ließ seinen Sperber steigen: aber heute war die Jagd nicht glücklich. Es schien als hätten sich alle Rothkehlchen und bec-figues der ganzen Gegend ins Innerste des grossen Waldes verborgen: und müde, vergebens in der Luft herumzuschwärmen, hatte sich der Sperber wieder auf seine Hand gesetzt.

Schon wollt' er wieder zurückreiten, als er über sich eine Lerche singen hörte: aber kaum konnt' er sie sehen, so hoch schwebte sie in der Luft. Indessen ließ er doch seinen Sperber fliegen, der auch schnell emporstieg. Gerard hofte schon nicht mehr daß er seine Beute erreichen könnte, hatte ihn fast aus dem Gesicht verloren, als er ihn mit der Lerche in den Klauen sich auf ein entferntes Feld niederlassen sah. Er sprengt hin: der Sperber hatte das Gehirn der armen Lerche verzehrt

zehrt und ließ sie ihm mit der Hand nehmen. Gerard erstaunte zwischen den Halsfedern der Lerche einen kostbaren Stein blinken zu sehn. Noch weit mehr erstaunt' er, daß dieser Stein in einen Ring gefaßt war, und noch mehr als er nicht länger zweifeln konnte, daß dieses ebenderselbe wäre, den er selbst am Verlobungstag an Ellinors Finger gedrückt hatte.

Verflogen war auf einmahl die Zauberkraft des Liebestranks! Gerard küßte tausendmahl den Ring, band ihn auf sein Herz. Ellinor füllte wieder seine ganze Seele: er dachte nur das Glück sie unschuldig zu wissen. — Lieber, sagt' er zum Knappen, nimm meinen Vogel und kehre damit zurück nach Kölln: gieb beydes, Sperber und Lerche der schönen Eglantine: sag' ihr, diesen beyden Vögeln dankte ich die Rükkehr meiner Vernunft: meine Lanze und mein Schwerd würden immer zu ihrem Dienst bereit seyn, aber Herz und Hand wär' ich der schuldig der ich Treue geschworen. Nun fort! und daß du mir nicht folgst! — Mit diesen Worten entfernte sich Gerard in den Wald. Weinend ritt der Knappe zurück nach Kölln und füllte Milons Herz mit lebhaftem Schmerz durch seine Erzählung.

Anfangs

Anfangs zürnte **Milon** über Gerards Untreue: aber er erinnerte sich auch bald an alles was ihm die Gouvernante von der Erziehung, von der Liebschaft, von der Verlobung, von den Unglücksfällen desselben erzählt hatte, und nun gestand er sich selbst, weit entfernt strafbar zu seyn, hätte **Gerard** blos den Gesetzen der Religion und der Ritterschaft gefolgt, indem er seine **Ellinor**, von deren Unschuld er Beweis empfangen, wieder aufsuchen wollte.

Man kann leicht denken, wie schmerzhaft **Gerards** Abreise **Eglantinen** und **Floretten** gewesen seyn müsse: aber beyde waren so artig, so leicht empfänglich für Liebe: der Verfasser vermuthet, daß sie bald Tröster werden gefunden haben.

Ganz von der Verwirrung des Liebestranks geheilt, dachte **Gerard** indessen nur daran, wie er die an **Milons** Hof verlorne Zeit wieder einbringen könnte. Er durchritt den ganzen Wald: und der Lauf der Saar führte ihn nach Deutsch-Lothringen.

Mancherley Abentheuer begegneten ihm in den bergichten wilden Gegenden. Er macht Unrecht wieder gut: zerstörte Räuberhöhlen: vertilgte üble Gewohnheiten: züchtigte bösartige Ritter die sich an den Damen vergiengen: Ruhm folgte ihm

überall.

überall. Er that noch mehr: das zärtliche Andenken an Ellinor machte ihn unempfindlich gegen die Dankbarkeit verschiedener Schönen die gern mit ihm die Gefahr aus der er sie gerettet hatte, wagen mogten: ihn schützt Ellinors Ring, den er jeden Augenblick küßt.

Sein letztes Abentheuer hatte ihn nach Saint-Arold geführt: er war dort in einer reichen Abtey abgestiegen. Der Abt dieses Klosters war ein Mann von Herkunft; zwey von seinen Brüdern waren Ritter: er nahm diejenigen die der Zufall in seine Abtey brachte, prächtig auf: und wiewohl er Gerard noch zur Zeit nicht anders als unter dem Namen des Sperber-Ritters kennte, so hatt' ihn doch der Ruf von dessen grossen Thaten unterrichtet, so, daß er sich bemühte ihm die größte Ehre zu erweisen. — Ich würde, sagt' er über dem Abendessen, Euch bitten mir etliche Tage zu schenken, müßt' ich nicht morgen nach Metz reisen. Unser Herzog hat alle geistliche und weltliche Herren seines Landes dahin zu einem Parlement beschieden, bey welchem der Graf von Bar, sein Oheim vorsitzen wird, indem der Herzog selbst persönlichen Antheil an der grossen Sache hat, die da entschieden werden soll, und er gleichwohl ohne

das

das Gutachten seiner ersten Unterthanen keinen Spruch fällen wollen.

Der Abt erzählt ihm nun das ganze Gerücht von **Alfridens** schrecklicher Ermordung und von dem Verdacht der ihre Schlafgefährtin drücke: auch sagt' er ihm getreulich was vorgefallen wäre, als der Herzog das Mädchen in dem Wald von Malun gefunden hätte. Einer von den Brüdern des Abtes war damahls, im Gefolge des Herzogs Augenzeuge gewesen, hatte alles gehört was sie sagte, um den Herzog von dem Vorsatz sie mitzunehmen, abzubringen. Aber, setzt' er noch hinzu, unser Herzog fand sie so jung, so schön, daß er das Böse, das sie von sich selbst sagte, nicht glauben konnte. Er nahm sie mit nach Metz und übergab sie seiner **Alfrida**, weil er in den Krieg ziehen mußte. —

Indem wurde der Abt gewahr, daß der Ritter in Thränen zerfloß, daß er die Arme gen Himmel hob, daß er äusserst beunruhigt zu seyn schien. Er fragte ihn: **Gerard** antwortete nicht, weil einige Religiosen mit assen: sondern er nahm den Abt beym Arm und ließ sich von ihm in sein Kabinet führen. Hier war ein Betstuhl: hier kniet' er nieder: — Ach! ehrwürdiger Vater, sagt' er zu ihm, hört mich an, helft mir! Aber nur unter dem

Siege-

Siegel der Beichte kann ich Euch mein Herz aufschliessen. — Der gute Abt umarmte ihn zärtlich, und nun enthüllte **Gerard** seine ganze Seele. Der Abt rieth ihm, ihn nach Metz zu begleiten, aber sorgfältig verkleidet, damit man ihn nicht kennen mögte. **Gerard** folgte diesem Rath. Er gieng mit dem Abt nach Metz, aber ohne alle Waffen, ohne äusserliches Kennzeichen der Ritterschaft ausser seinen goldenen Sporen, die er aber auch mit einem schwarzen Wachs überzog das man leicht wieder abnehmen konnte. Ueberdieses verbarg er unter seiner Weste eine goldene Kette mit Steinen besetzt, die ihm sein Vater beym Ritterschlag um den Hals gehängt hatte.

Am folgenden Morgen verkündigte Glockengeläute und Trompetenschall die Zusammenkunft des Parlaments. Sobald diejenigen die es ausmachen sollten, beysammen waren, erschien der erste Kammerherr im Namen des Herzogs und machte kund, daß er wegen der Ermordung seiner Schwester Gerechtigkeit verlange. Der Graf von **Bar** befahl die Beschuldigte vorzuführen. Vier Wächter, mit Keulen bewafnet, hohlten **Ellinor.** Sie kam, in einen langen Schleyer verhüllt, mit niedergeschlagenen thränenvollen Augen, aber auch mit unverkennbarer edler Festigkeit, die Unschuld

und wahre Tugend gewähren. Nachdem einer der vornehmsten Rechtslehrer das Faktum vorgelegt hatte, fragte der Graf von **Bar** die Ritter um ihre Meynung — denn diese hatten den Rang. Der alte Herr von **Nancy**, der bejahrteste von allen, sagte alle Umstände vereinigten sich gegen die Angeklagte; da er aber ein Verwandter von **Meliativ** wäre, so begäb' er sich selbst seines Stammrechts und überliesse alles der Entscheidung des Parlaments. Der Herr von **Apremont**, der auf ihn folgte, stand mit Lebhaftigkeit auf und erklärte sich dahin, er find' es, alles Scheins ohnerachtet, ganz unmöglich daß ein so süsses sanftes Geschöpf sich so weit sollte vergessen haben. — Welchen Vortheil, rief er, konnte sie von dem abscheulichen Morde haben? war's nicht ihr eigener Nutzen **Alfridens** Leben und Freundschaft zu erhalten? Hätte sie nicht ihren Kopf der ohnfehlbaren Strafe des Mordes entzogen, wenn ihn ihre Hand begangen hätte? Könntet Ihr wohl so viel Kaltblütigkeit haben, oder vielmehr wär't Ihr wohl dieser äussersten Unvorsichtigkeit, setzt' er hinzu, indem er auf einmahl **Meliativ** anredete — — ? Der Bösewicht erröthete und bewies klar genug, daß das Laster immer verzagt

macht, ausgenommen in dem Augenblick der Ausführung. — **Meliativ** antwortete stammelnd nur so viel: er ließ' es auf die Mehrheit der Stimmen ankommen. — **Apremont** nahm wieder das Wort: — Nichts liefert überzeugende Beweise: Schein streitet gegen Schein. Gott allein weiß die Wahrheit einer Begebenheit, welche die Menschen aufzuklären nicht vermögen. Nur auf sein Urtheil, **Meliativ**, müssen wir's ankommen lassen. Messigneurs — zur Versammlung — meine Meynung geht dahin, daß die stärksten Anzeigen für die Angeklagte sprechen, und daß sie von dieser Anklage losgesprochen werden müsse, wofern nicht **Meliativ**, mit Gefahr von Leben und Ehre, sie durch die Waffen behaupten will, und die Angeklagte binnen sechs Wochen einen Kämpfer zu ihrer Vertheidigung findet. — Die ganze Versammlung gab ihm einstimmig Beyfall. Verschiedene Ritter ermahnten noch den Verräther **Meliativ**, seine Anklage zu beweisen oder fallen zu lassen. Der Bösewicht verdiente nicht einen Gewissensbiß zu fühlen, der ihn getrieben hätte, der schwarzen Verläumdung zu entsagen; er dachte nur daran, daß ein unbekanntes Mädchen von aller Welt verlassen

seyn

seyn müßte. Sein natürlicher Stolz verführte ihn zu dem Wahn, daß kein Ritter die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergreifen würde. Er trat mitten in die Versammlung, mit einem wuthvollen Blick auf die Ritter die geredet hatten. — Ja, sagt' er, ich bleibe bey meiner Anklage: und ich fodere ihn auf, wer es auch sey, wer für diese Mörderin zu streiten Lust hat. — Mit diesen Worten legt' er seinen Handschuh auf die Tafel, dem Grafen von Bar gegen über.

Alles schwieg: da war kein Ritter der die Ausfoderung angenommen hätte! **Ellinors** Unschuld schien ihnen noch nicht genug erwiesen zu seyn. Auf einmahl drängte sich ein Unbekannter durch das Volk, bis mitten in die Versammlung, zeigte seine goldene Sporen, schlug seinen Mantel zurück, band eine Kette von Edelsteinen die er um den Hals trug, los, und legte sie auf die Tafel neben den Handschuh **Meliatios**: — Verräther, sagt' er zu diesem, ich bin es den

der Himmel schickt dich zu strafen! Ritter bin ich; der Abt von Saint = Arold bürgt für mich. — In eben dem Augenblick stand der Abt von Saint=Arold auf, legte die Hand auf die Brust, und schwur er kenne den Unbekannten daß er ein Ritter sey, würdig Meliativs Pfand aufzuheben und daß dieser das seinige dagegen annehme.

(Der Beschluß im neunten Bande.)

V.

V.

Episoden

und

kleine Geschichten.

Herr von Kurz;

eine Geschichte, so wahr und moralisch als eine:

nach Voisenon weiter erzählt.

Herr von Kurzhausen fand von Jugend auf so viel Geschmack am Lakonischen im Ausdruck, daß er sogar seinen Namen um zwey Sylben beschnitt, und sich, Kurz, schlechtweg nennen ließ. Aber, man muß auch gestehen, daß er, so zu sagen, im Schoos der Präcision geboren war. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, war immer in den pünktlichen Gränzen der Arithmetik eingeschränkt geblieben, und seine Mutter, die Leben und Erziehung einem Meßkünstler verdankte, maß alles nach dem Zirkel ab. Schon in der Kindheit sprach der kleine Kurz nur in halben Silben, und brachte nie eine Periode zu Ende. Er las nichts als kurze Innhalte, Kerne, Innbegriffe, Auszüge; er selbst, war seiner Gestalt und Größe nach, ein menschliches Geschöpf

in nuce. Man drang in ihm sich eine Laufbahn zu erkiesen, er wählte aber weder den Handel noch das Finanzwesen, obgleich Kinder gewöhnlich einen so grossen Hang zu dem Gewerbe ihrer Väter, oder dem, am nächsten damit Verwandten, zu verrathen pflegen: hingegen versuchte er es mit allen übrigen Ständen. Einen ganzen Tag lang war er ein Rechtsgelehrter, doch lange vermogte er den schleppenden Gang der Justitz nicht auszuhalten; eine Woche widmete er sich der Theologie, allein die wortreichen Tiraden der Hermeneutiken, Dogmatiken, Homiletiken, Polemiken, machten sie ihm gar bald zum Eckel; zwey ganzer Monate blieb er Officier, und dieser Stand behagte ihn am besten. Hier fand er alle das Kurze, Pünktliche, Gedrängte, Präcise, in Worten und Handlungen, das man überall vergebens sucht und nur hier antrift. Er würde auch diesen Stand nie verlassen haben, wenn ihm die Zeit des Avancements nicht zu weit hinausgeschoben gedünket hätte, und überdies, kam Befehl nach Amerika zu marschiren, und der Marsch schien ihm viel zu lang. Mit einem Wort, **Kurz** versuchte alles, und ward nichts; aber wenn man das Glück hat, reich zu seyn, so kann man, ungestraft, in der Welt als ein unnützes Mitglied leben.

ben. Kurz hielt also den Stand der Unabhängigkeit für den angemessensten, den er ergreifen konnte, aber seine unglückliche Präcisionssucht machte es ihm zur Unmöglichkeit, der Langeweile zu entgehen, die er beständig floh, und doch überall antraf. Kam er in Gesellschaft, und jemand erzählte eine Geschichte, die sich wo zugetragen hatte, so unterbrach er den Erzähler mitten im Strom seiner Worte, durch ein unbescheidenes, **zu lang!** Fiengen bey einer Gasterey die Zwischenschüsseln an herumzugehen, so sprang er auf, und schrie: **zu lang! zu lang!** Im Schauspiel wartete er niemals den fünften Akt oder das Nachspiel ab. Die langsame Entwickelung eines Trauerspiels war für ihn Folter; Monologen konnten ihn halb verrückt machen, und kaum hatte ein Schauspieler zehn Verse hergesagt, so stürzte Kurz zum Schauspielhaus hinaus, und rief, **zu lang! viel zu lang!** Von einem Singspiel hörte er niemals mehr als das Schluß-Chor an, und ein Da Capo akkompagnirte er allezeit mit seinem gewöhnlichen Refrain: **zu lang! zu lang!**

Einsmal war er im Parterre, und hatte zum erstenmal in seinem Leben die Geduld, einem Ballet vom Anfang bis zum Ende auszuhalten;

da er aber klein und präcis vom Kopf bis zum Füßen war, so fand er alle Zuschauer zu groß, und alle Tänze zu lang. So oft ihm ein Nachbar den Anblick einer Tänzerin maskirte, wiederhohlte er unaufhörlich, **zu groß, zu groß!** und so oft man denselben Paß von neuem anfieng, schrie er eben so unermüdet, **zu lang! zu lang!** Einem grossen Officier von den Grenadieren, der neben ihm stand, riß endlich die Gedult, und er donnerte ihn an: "Zu groß, zu groß! zu lang, "zu lang! zum Teufel! Hören Sie einmal auf! "Wenn man so Zwerg an Leib und Geist ist wie "Sie, so muß man das Maul halten, oder sich "in eine Ecke ducken!" **Kurz** war eben so brav als klein; er raunte ihm ins Ohr? "Folgen Sie mir," zugleich verließ er das Schauspielhaus, und der Officier that ein gleiches. In der ersten Gasse zogen sie von Leder, aber zum Unglück war sein Arm zu kurz, als daß er seinen Gegner hätte erreichen können, dessen Klinge, die der Länge seines Körpers angemessen war, ihn auf den ersten Stoß zu Boden streckte. **Kurz** sank, und rief noch im sinken, **zu lang!** Man trug ihn in seine Wohnung. Die Wunde war nicht sehr gefährlich, aber der Wundarzt besaß die Kunst, ihre Heilung in die Länge zu ziehen, wel-

ches denn unsern armen kleinen Mann bald zur Verzweiflung brachte, so daß ihm sein Lieblingswort noch seltener von der Zunge kam. Nach sechs Monaten war er endlich vollkommen wieder hergestellt, und nun wandelte ihm die Lust an, zu heyrathen. Es ward ihm nicht leicht eine Wahl zu treffen, denn trotz seiner Kleinheit, hatte er doch die großen Frauenzimmer nicht gerne, und wünschte sich eine, die ihm an Wuchs wie an Humor glich, wenig aber richtig spräche, und in allen Stücken so präcis sey, wie er. Nach manchen vergeblichen Gängen und Bemühungen, spürte er endlich ein Mädchen von sechszehn Jahren auf, die ein lebendiges Miniaturgemälde heißen konnte. Sie war klein, aber wie gedrechselt, und reizend, ohne Schönheit zu seyn. Ihre Augen funkelten von Feuer und Witz, aber aus Bescheidenheit verbarg sie über die Hälfte von dem Verstand, den sie besaß, und ihr Mund, der die Zurückhaltung noch weiter trieb, antwortete nie mehr als **Ja** oder **Nein**, aber immer zur rechten Zeit. Sie war in dem Alter des Schweigens, wo man blos zuhört um zu lernen; aber ein feines Lächeln ersetzte ihr Schweigen. **Kurz** glaubte gefunden zu haben, was ihm fehlte. Er betrog sich; **Elise** fieng an ihre Empfindungen zu entwickeln,

und Kurz wurde, zu seinem Gram, gewahr, daß sie mit den seinigen den vollkommensten Kontrast ausmachten. Dazu kam, daß Kurz bey der Prüfung aller dieser Dinge durch ein Mikroskop sah, das sie vergrösserte, seine Frau hingegen durch ein Glas, das sie verkleinerte, so daß ihm alles zu lang oder zu groß, und ihr alles zu kurz oder klein vorkam. Kurz liebte die kleinen "Soupe's", die kurzen "Feten", die kleinen Vögel, die kleinen Hunde, die kleinen Kutscher; Elise hingegen die grossen Prunkschmäuse, die langen Bälle, die grossen Papageyen, die grossen Windspiele, die grossen Lakeyen. Sie hatte hierinn den Geschmack der Damen von ihrer Taille. Das viele Nachtschwärmen zog ihr Vapeurs zu: eine Frau à Vapeurs, ist die Perle der Frauen! Sie nahm ihre Zuflucht zu einem grossen jungen Arzt, der recht dazu gemacht zu seyn schien, die Vapeurs einer jungen Frau zu vertreiben. Er druckte sich mit einer Geläufigkeit und mit einen Schwall von Worten aus, welche die Frau in Entzücken setzten, und den Mann krank ärgerten. Elise hatte eine ausgezeichnete Liebschaft für eine weitschweifige Beredsamkeit, und für endlose Perioden, Kurz hingegen einen tödtlichen Widerwillen vor alle Phrasen. Die Suade des beredten Arztes ver-

anlaßte

anlaßte zwischen den beyden Eheleuten immer ein Duett von Widerspruch: bey jedem Worte des Doktors rief Herr von Kurz: "viel zu lang, "mein Herr, um die Hälfte zu lang; brechen "Sie ab, ich beschwöre sie!" — "Nein, viel "zu kurz, lieber Doktor, schrie die gnädige "Frau, um drey Viertel zu kurz; je länger sie "es machen können, desto mehr Vergnügen für "mich!" — — Der kleine hitzige Mann, konnte die ewige Widersprüche seiner Frau nicht länger aushalten; er schied ziemlich brüske von ihr, und überließ sie ihrem schwatzhaften Aeskulap. Gezwungen Trost oder wenigstens Betäubung zu suchen, warf er sich in die Arme der Prinzeßinnen der Bühne. Sonderlich gefiel ihm eine Tänzerinn, die ihren Paß mit einer bewundernswürdigen Präcision formirte, und diese auch in allen ihren Reden und Handlungen blicken ließ. Mamsell Klein, so hieß die Tänzerinn, war in einer sehr guten Schule gewesen, und wußte die Launen ihrer Liebhaber — und sie hatte deren manche gehabt — treflich zu benutzen. Kein Einverständniß konnte vollkommener seyn, als ihre Verbindung mit ihrem neuen Anbeter. Alles schien bey ihnen sich zu gleichen, Wuchs, Karakter, Name sogar. Mamsell Klein war für Baron

Kurz

Kurz gemacht, und Baron Kurz für Mamsell Klein. Auch war sie nicht, wie Damen ihres Metje's gewöhnlich zu seyn pflegen, die ihren Verstand bloß in ihren Füßen haben; wo eine Menuet oder ein "Tambourin" ihre ganze Unterhaltung, und drey "Entrechat's" ihren Witz ausmachen. Nein, Mamsell Klein hatte einen aufgeklärten Geist, und liebte und suchte ihn an andern. Sie hatte einen kleinen Bellettristen lieb gewonnen, der sehr artige kleine Verse machte; sie beredete ihn eine Oper zu reimen; er schrieb eine in fünf Akten. Mamsell Klein stellte den Autor und sein Werk ihrem Liebhaber vor, der den schönen Geist sehr wohl aufnahm, weil er die Sucht aller reichen Leute hatte, den Mäcen spielen zu wollen. Aber als er die Oper durchblätterte, fand er sie viermal zu lang, und verurtheilte den Verfasser sie in einen Akt zu schmelzen. Der schöne Geist, dem dieser Ausspruch sehr mißbehagte, stellte ihm in aller Demuth vor, daß es eine ernsthafte Oper sey, die nothwendig fünf Akte haben müsse. Kurz erwiederte, daß, nach allen Gesetzen der Präcision, an einem Akt genug sey; der Autor machte neue Einwendungen, aber Kurz beharrte bey seiner Meinung, denn kleine Leute sind starrköpfig. Mamsell Klein trat endlich ins Mittel,

und schlug drey Akte vor. Kurz war es zufrieden, doch mit der Bedingung, daß jeder Akt nur aus zwey Scenen, um ein Ballet anbringen zu können, und das Ganze überhaupt nur aus sechszig Versen bestehn sollte. "Wie ist das möglich!" schrie das bestürzte Genie. "Wie?" fragte Kurz, nahm eine Feder und ritz rätz waren Kreuzstriche durch mehr denn 600 Verse gemacht. Bey diesem Anblick traten dem Autor die Thränen in die Augen; "ach, gnädiger Herr, jammerte er, ehe Sie mein armes Kind so zerfleischen wollen, ehe werfen Sie es lieber ins Feuer; alles oder nichts!" — "Nichts!" antwortete der Baron, und die Oper loderte im Kamin. Der Bellettrist fing ein Zetergeschrey an, die Tänzerin lachte als ob sie bersten wollte, und Herr von Kurz freute sich inniglich über seine That. Da er aber von Natur gutherzig war, so daurete ihm der schöne Geist, und er machte ihm ein Geschenk von hundert Louisd'or. Dieser drolligte Auftritt endigte sich also sehr vortheilhaft für den letztern, denn er heilte ihn überdies noch von seiner Sucht sich an zu großen schriftstellerischen Arbeiten zu versündigen. Er schränkte sich sehr weislich in den engen Kreiß seiner Fähigkeiten ein, und

legte

legte sich bloß auf kleine Lieder, kleine abgerissene Arien, Epigrammen, Madrigale. Er machte zugleich dadurch seinem Gönner den Hof, der seine Wohlthaten verdoppelte.

Das Haus des Barons **Kurz** und der **Klein** (denn sie wohnten beyeinander) wurde gar bald die Freystätte aller Vergnügungen im Kleinen. Man gab daselbst kurze allerliebste Feste, von denen sie die Königin war; kleine, deliciöse Soupers, die ihren Reiz durch sie erhielten; Sie wurden durch tausend kleine, mannichfaltige Freuden verschönert, die Töchter der liebenswürdigen Fröhlichkeit sind, vom guten Ton gewürzt, und vom Witz ausgestreuet werden. Ein guter Einfall, ein feiner Zug jagte den andern, und was dem Herrn vom Hause am meisten gefiel, man erzählte da die Geschichte des Augenblicks, in drey Minuten. Mit einem Wort, der liebe, kleine Baron betete seine artige, kleine Tänzerin an, und glaubte sich nun auf dem Gipfel seiner Wünsche, und dem Punkt von Präcision nah, dem er so sehnlich nachstrebte. Aber diese Glückseeligkeit daurete nur drey Monate, und schwand eben so schnell, als sie gekommen war. Der Baron mußte in einer wichtigen

tigen Angelegenheit verreisen. Ungedult und Liebe, die er mehr zu Rath zog, als sein Interesse, machten, daß er seine Geschäfte vernachläßigte. Er opferte hunderttausend Gulden dem Vergnügen auf, acht Tage eher bey seiner Geliebten zu seyn. Auch wurde er gut dafür belohnt. Bey seiner Nachhausekunft, fand er keine Mamsell Klein mehr, sondern die vier nakten Wände, und folgendes Billet, das auf dem einzigen Tisch lag, den man ihm gelassen hatte. "Ich verlasse Sie aus "Gründen, die viel zu weitläuftig sind, um ange- "führt zu werden; ich nehme alles mit, damit Sie "sich meiner desto besser erinnern; Sie lieben die "Kürze: Adje!"

"Die Boshafte! schrie der Baron, ich hätte "es denken sollen!" Er wollte sich mit Philosophie wafnen; aber es gieng nicht; dieser Vorfall wirkte so gewaltsam auf seine Sinne, daß er in ein hitziges Fieber fiel. Die Hülfsmittel machten das Uebel ärger, und die Ungedult fochte es noch mehr an. Arzt, Wärter, und was noch schlimmer ist, seine Frau, deren Besuch ihm einen Acceß zuwege brachte, alle schienen sich das Wort gegeben zu haben, ihm den Garaus zu machen. Man schickte

nach einen Priester, der ihn zum Tod in einer wohlgesetzten und erbaulichen Rede ermahnte, deren Länge ihm vollends den Rest gab. Der arme kleine Mann seufzte dreymal, **zu lang! zu lang! zu lang!** und verschied beym letzten **zu lang.** Elise folgte ihm bald nach. Er starb für Ungedult, sie für schmachtender Erwartung; beyde Extremitäten sind gefährlich. Die Liebe zum zu vielen, trieb die Frau über den wahren Präcisionspunkt hinaus; die Liebe zum zu wenigen, hielt den Mann immer disseits zurück. Darum merke sich jeder die Regel: **nicht zu viel, und nicht zu wenig!**

R — d.

VI.

VI.

A n h a n g.

Die Avanturiers.

Nachtrag zu den Robinsonen.

In gleichem Verhältniß mit den Robinsonen stehen die Avanturiers. Im zweyten Band der Bibliothek, Seite 147, findet sich ein Verzeichniß der Robinsone, und Robinsoninen, welchen wir nur noch den türkischen — portugisischen — und neuen französischen — Robinson (Nürnberg 1770) und die — finnländische — und ostfriesländische — Robinsonin (Frankfurt und Leipzig 1755) — beyfügen wollen.

Das Verzeichniß der Avanturiers ist nicht so stark als das Robinsonische, die Avanturiers selbst aber meistens abentheuerlicher als die Robinsone. Uns sind folgende bekannt:

Avanturier. Der Asiatische.

Der Bremische Frkf. und Lpz. 1751.

Der Dänische. Ausgb. 1769.

Der Dresdener.

Der Holländische. Regensb. 1775.

Der Kuriöse. Frkf. und Lpz. 1752.

Der Lustige.

Der Schweizerische.

Die zwey Avanturiers.

Meistens sind die Helden dieser Romane auf unbewohnte Inseln verschlagen worden. Sie machen also, nebst den Robinsons, den größten Theil dieser Bücher aus, wir finden aber dennoch noch viele Bücher, wo die Helden Schifbruch gelitten, Inseln entdeckt, bebaut, und auch wohl bevölkert haben. Diese sind in nachfolgenden Verzeichniß zu finden:

Die Insel Felsenburg. Halberst. 1772.

Begebenheiten, Joh. Mauritius von Brachfelds. Frkf. und Lpz. 1739.

Der engl. Schifskapitain Robert Boyle.

Leben der Gräfin von Bressel.

Die Insel Charlottenburg.

Begebenheiten Mauritii dû Kornelli.

Begebenheiten Jakob de Rois.

Schicksale u. Begebenheiten Joris Pines.

Geschichte der engl. Gräfin von K***. Lpz. 1772.

Lebensgesch. des Hrn. v. Lydio. Koph. 1754.

Begebenheiten des Freyherrn von Mesange.

Wunderbare Begebenheiten Kaspar Newtons. Leipz. 1770.

Lebensbeschreibung Peter Roberts. Dresden 1771.

Die

Die gesuchte Perleninsel.
Der amerikanische Freybeuter.
Die schöne Korsikanerinn.
Glück und Unglücksfälle Martin Speelhofens. Dresden und Leipz. 1769.
Der galant' und verliebte Spanier.
Der weitgereiste Strasburger.
Neue Fata einiger Seefahrer. Breslau 1769. Ulm 1769.
Merkwürdiges Leben Elias Bendels. Lpz. 1770.

Folgende noch in dieses Verzeichniß gehörende Bücher, haben, wie alles deutlich zeigt, alle einen Verfasser, und da etliche darunter so neu sind, sollte wohl der Unterofficier in der Reichsstadt (Bibl. der Romane 2. B. S. 148) der Verfasser seyn?

Begebenheiten eines jungen Britten.
Begebenheiten einer adel. Pachterstochter.
Begebenh. eines Uhrmachers. Rgsb. 1770.
Seltsame Begebenheiten eines Hirtenbubens. Regensb. 1772.
Seltsame Fata einiger Seefahrer. Regensb. 1773.
Lebensbeschreibung einer Kosackischen Standesperson. Rgsb. 1779. Ebendas. 1780.

Der durch Zauberey aus einem Welttheil in das andere gebrachte Bremische Avantürier oder die wunderbaren Reisen und zugestoßnes Glück und Unglück eines Niedersachsen, Florentini Chrusadens, von Bremen gebürtig, so derselbe von dem 7ten bis ins 63ste Jahr seines Alters in allen vier Theilen der Welt gethan, und ausgestanden. Aus dessen eignen hinterlassenen Schriften der kurieusen Welt zum Zeitvertreib dem Druck übergeben von zweyen seiner vertrauten Freunden, Th. K. und O. E. G. Frkf. und Leipzig 1751.

Burkhardus Chrusaden, der Vater unsers Helden, war in Portugall, als er sich mit einer Engelländerinn Jane Marley, verheyrathete. Im Jahr 1631 zog er nach Bremen und hier erblickte Florentin Chrusaden unser Abentheurer das Licht der Welt. Als ein Omen seiner künftigen Begebenheiten, sah er eine sehr niedrig komische Begebenheit an, daß er nemlich,

lich, die Sache kurz zu machen, von einem Kerl in einen Wald, statt eines jungen Schweins, das derselbe aus einem an einen Baum hängenden Kober nahm, in den Kober gesteckt und von dem Bauer nach Hause getragen wurde. Er kam wieder zu seinen Eltern. Als er 7 Jahr alt war, machte sein Vater bankerutt, gieng mit seiner Frau und unserm **Florentin** nach England und von da nach **Virginien**, wo die Engländer eben dazumal eine neue Kolonie anlegten.

Florentin war nun erwachsen. Unter seinen guten Freunden war einer **William Thowasen** *), dieser machte öfters mit noch mehrern Wagehälsen eine Seereise, um die Perleninseln zu entdecken, und wollte auch **Florentinen** dazu bereden. Dieser hatte keine Lust dazu, wurde aber endlich durch List dahin gebracht, daß er eine Reise mitthun muste.

Sie landeten bey einer Insel die sie durchsuchten, zwar angenehme Gegenden, Wälder und

*) Von den Avantüren dieses **William Thowasen** ist ein besonderer Roman, unter dem Namen: die gesuchte **Perleninsel** ꝛc. da, der den Roman unsers **Florentins** an Abentheuerlichkeit weit übertrift. Wenn die Leser Lust haben Abentheuer in Menge zu lesen, so soll Ihnen mit einem Auszuge aus dieser **gesuchten Perleninsel** gedient werden.

Muscheln, aber keine Perlen fanden. Hier setzte sie ein Ungeheuer in Schrecken, das aus einer zackigten Höle hervor kam. "Es hatte einen Kopf auf Schlangenart, aber so groß als ein halbjährig Lamm, feuerrothe funkelnde Augen, wie eine Katze so groß, auf dem Kopfe stund etwas wie ein spitziger Weiberhut, welches grün wie mit Blute gesprengt aussahe. Der Kopf war gelb und schwarz gesprengt, vornher mit einem rothbraunen Schnabel zugespitzt." Aber sie verjagten es mit einem Büchsenschuß.

Als sie von der Insel zurück fuhren, wären sie beynahe die Prise eines Räubers geworden, aber der gute Wind half aus dieser Noth.

Sie kamen endlich glücklich zu Jamestown an, wo der Vaters unsers Florentins ihn mit einer wohlausgesuchten Moral empfieng.

Als Florentin weit ausgieng, um eine neue entdeckte Silbergrube zu sehen, fand er einen sonderbar gekleideten Mann, der ihn alle seine Abentheuer und Schicksale weissagete. Hierauf that er mit dem Kaufmann Kalvarzen eine Seereise nach St. Elisabethskap, und wurde auf seiner Rückreise beynahe von einem Räuber mit sammt seinen Schif eingeholt und gefangen genommen. Sein Schif war leck, und mit genauer Noth ka-

men sie noch fort, als ein französischer Kaper Antoine Maissare ihr Schif eroberte, und alles was nicht niedergehauen wurde zu Gefangenen machte.

Unter diesem Erzräuber **Maissare** muste **Florentin** manchen Kreuzzug mitmachen, bis ein Sturm ihrem Schif das Garaus machte. Es scheiterte an einem Felsen. **Florentin** rettete sich durchs Schwimmen, fand manche Sachen von den zerscheiterten Schiffe, und erstieg endlich den einen Felsen, sah fruchtbares Land, untersuchte es und fand, daß es eine unbewohnte Insel war. Hier baute, schlachtete, aß und trank er, kurz lebte wie ein Robinson, bis ihn ein Schif wieder mit nach **Jamestown** nahm.

Hierauf wurde er nach **Florida** in das Fort St. Augustine geschickt, hier wollte er eine Wurzel suchen, die zu sehr viel geheimen Dingen nutzen sollte, und dann ruhig leben. Aber er sollte einmal ein Avantürier werden, so wie ich der Auszieher seiner Geschichte fürs Publikum. — Ein Saleeischer Seeräuber gab unserm **Florentin** das schöne Geschmeide an Füsse und Hände, das bey diesen Leuten so Mode ist, kurz, er wurde ein Sklav, nach **Salee** gebracht, und muste bey seinem Herrn **Kuthluk Adezar** Gartendienste verrichten. Hier hatte er das Glück, oder Unglück,

der schönen **Kusra**, einer Frau seines Herrn zu gefallen, die ihn manchen schönen Bissen schickte, endlich aber auch etwas — — der Leser wird schon wissen was — verlangte, welches Florentin durchaus nicht that. — Hierauf wurde er von seinem Herrn an den Alcaide von **Fez** verschenkt, der ihn auch mit sich nahm, und zu gleichem Dienst, wie sein voriger Herr, gebrauchte, und hier geschah zum zweytenmal ein ähnliches Abentheuer. Die schöne **Saladine**, seines Herrn Hauptfrau unter 14 andern, verliebte sich in ihn und suchte ihn "zum Ehebruch zu reitzen." — **Florentin** blieb seinen Grundsatz getreu, "es ist eine Sünde bey uns Christen Ehebruch zu treiben", und folgte nicht den anlockenden Reizen der holden Mohamedanerinn, die sich im Anfang immer mit ihm über die Glückseeligkeit der europäischen Weiber unterhielt, die einen Mann ganz allein hätten. — Aber **Saladinens** Verlangen war zu groß, als daß sie hätte sollen ihre Absichten fahren lassen. **Florentin** wurde in ein Gemach gesperrt und wohl gehalten. Einst wurde er zu Saladinen gebracht, hier empfieng er einen Trank, und — — "**Saladine** hatte im Schlafe bekommen, was erwachend von **Florentin** zu erhalten nicht möglich war." —

Nun

Nun gehen die wunderbarsten Begebenheiten in **Florentins** Leben an. — Voller Betrübniß über seine Umstände, saß er einst in seinem Behältniß, als ein kleiner Mohr herein trat, ihn bey der Hand nahm, aus dem Hauße und in die Stadt führte, und endlich verschwand. Ein riesenmäßiger Kerl trug **Florentinen** über Mauer und Stadtgraben der Stadt **Fez** weg, aufs freye Feld und verschwand gleichfalls. Schon verschiedene Tage lief er in der Irre herum, als er einstens im Schlaf von einem Geist erinnert wurde, sein Glück zu machen. Er folgte und grub eine Wurzel, die ihn immer auf dem besten Weg erhalten sollte, und in der Nacht ihn leuchtete. Er setzte seine Marschruthe weiter fort, und traf immer in der Nacht bey einem Zauberer ein, der ihn vieles entdeckte. Einer dieser Männer **Hazarbal** gab ihm einen Stab, der alles, was er damit feindlich berühren würde, empfindlos machen würde, "nichts kann dir ihn entreissen, zerbrechen, oder zerhauen! — sagte **Hazarbal** — wenn du nicht deine Hände mit Lammsblut beffleckest!" —

Einst beherbergte ihn ein Zauberer, dessen Tochter **Nazaleth** wurde rasend in unsern **Florentin** verliebt. Sie kam vor sein Bette. Er hielt ihr eine schöne Tugendrede, und sie gieng, als er aber in der Nacht aufwachte, lag sie an seiner Seite, und hatte von ihm erhalten, was er ihr wachend versagte. Er setzte sie zwar zur Rede, aber sie gab ihm zur Antwort, daß sie mit ihm fliehen, und lieber eine Christin werden, als ihn verlassen wollte. — Sie war, wie ihr Vater, ei-

ne

ne gute Zauberin. Ein Wagen stand parat, sie setzten sich auf, der Wagen hub sich in die Höhe und gieng mit ihnen wie ein Pfeil durch die Luft. Eine Zauberey bot der andern die Hand, Mazaleth verschwand, und Florentin kam zu Erisyphon, einem griechischen Einsiedler, bey welchem er lang' unverheyrathet lebte, bis ein arabischer Emir Karahthes den Einsiedler besuchte, der nach Kairo reisen wollte, mit diesem gieng Florentin fort, um mit einer christlichen Karwane wieder nach Europa zu kommen. —

Aber seine Abentheuer waren noch nicht zu Ende. Sein Leben war oft in Gefahr, aber so lange er seinen Stab und seine Wurzel noch hatte, hatte ihn niemand etwas an. — Endlich besudelte er seine Hände mit Lammsblut, sein Stab zerbrach, die Wurzel veraltete und seine Feinde behielten die Oberhand.

Er kam als Sklave in die Hände zweyer Juden, die ihn aufs ärgste marterten, bis ihn sein Freund Knutly frey machte. — Hierauf gieng er nach Europa. In Pest und Wien hatte er Schlägerey, und in Regensburg entführte ihm ein Obrister seine Braut. — Hierüber wurde er verdrießlich, heyrathete gar nicht, wurde ein groser Chemikus, und lebte mühsam bey dem Städtlein Altensteig am Nagolt-Fluß, bis an sein seliges

Ende.

Vlps.

Innhalt
des achten Bandes.

Seite

Vorerinnerung.

I. Ritter=Romane.

Bliomberis, Ritter von der Tafelrunde. 7

II. Volks=Romane.

Der immer in der Welt herumwandernde Jude, das ist: Bericht von einem Juden aus Jerusalem, mit Namen Ahasverus, welcher bey der Creutzigung Christi gewesen, und bisher durch die Allmacht Gottes beym Leben erhalten worden. 79

III. Deutsche Romane.

Wahrhafte Beschreibung von dem grossen Helden und Herzogen HEINRICH dem Löwen; und seiner wunderbaren, höchstgefährlichen Reise. 8. 127

IV. Ro=

Innhalt.

IV. Romane der Ausländer.

Das Veilchen; nach Graf Tressan. 139

V. Episoden und kleine Geschichten.

Herr von Kurz; eine Geschichte so wahr und moralisch als eine: nach Voisenon weiter erzählt von R—d. 247

VI. Anhang.

Die Avanturiers; Nachtrag zu den Robinsonen im 2ten Bande der B. der R. 261

Anmerkung.

Es ist nicht Schuld des Herausgebers, sondern Schuld des Drucks wenn der achte Band, und überhaupt die Bände der Romanen-Bibliothek so spat und zögernd erscheinen. Da einige daraus auf die Nichtdauer dieses Instituts geschlossen haben, so merke ich hier an, daß ich die Fortsetzung der Romanen-Bibliothek nie aufgeben werde, und daß auch der neunte Band bereits zur Presse abgegangen ist. Gotha, im Julius 1782.

Reichard.

1.
Bibliothek

Reichard, Heinrich August Ottokar, 1751-1828

Bibliothek der Romane

Bd.: 8.

Riga 1782

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 179 -8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11277802-4
VD18 80005195-001